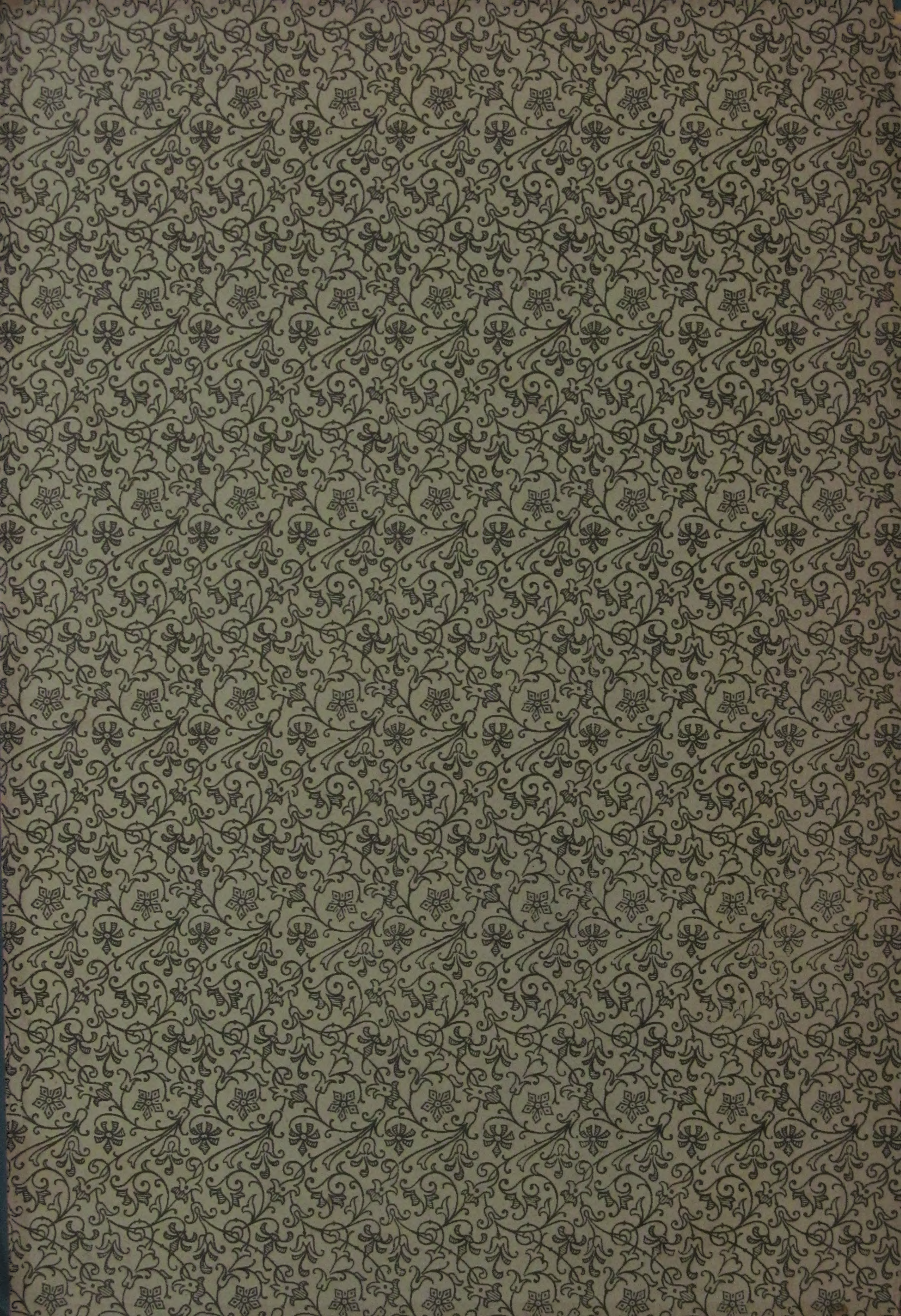
Dietrich Theden

Lasst Euch erzählen

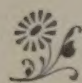






Löffelholz

Laßt Euch erzählen!





Das Mädchen vom Walde.

Laßt Euch erzählen!



Märchen und Geschichten für die Jugend.

Von

Dietrich Theden.

Mit farbigen Bildern von Hermann Vogel und schwarzen Illustrationen
von Rich. Püttner u. A.



Leipzig
E. Twietmeyer.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Inhalt.

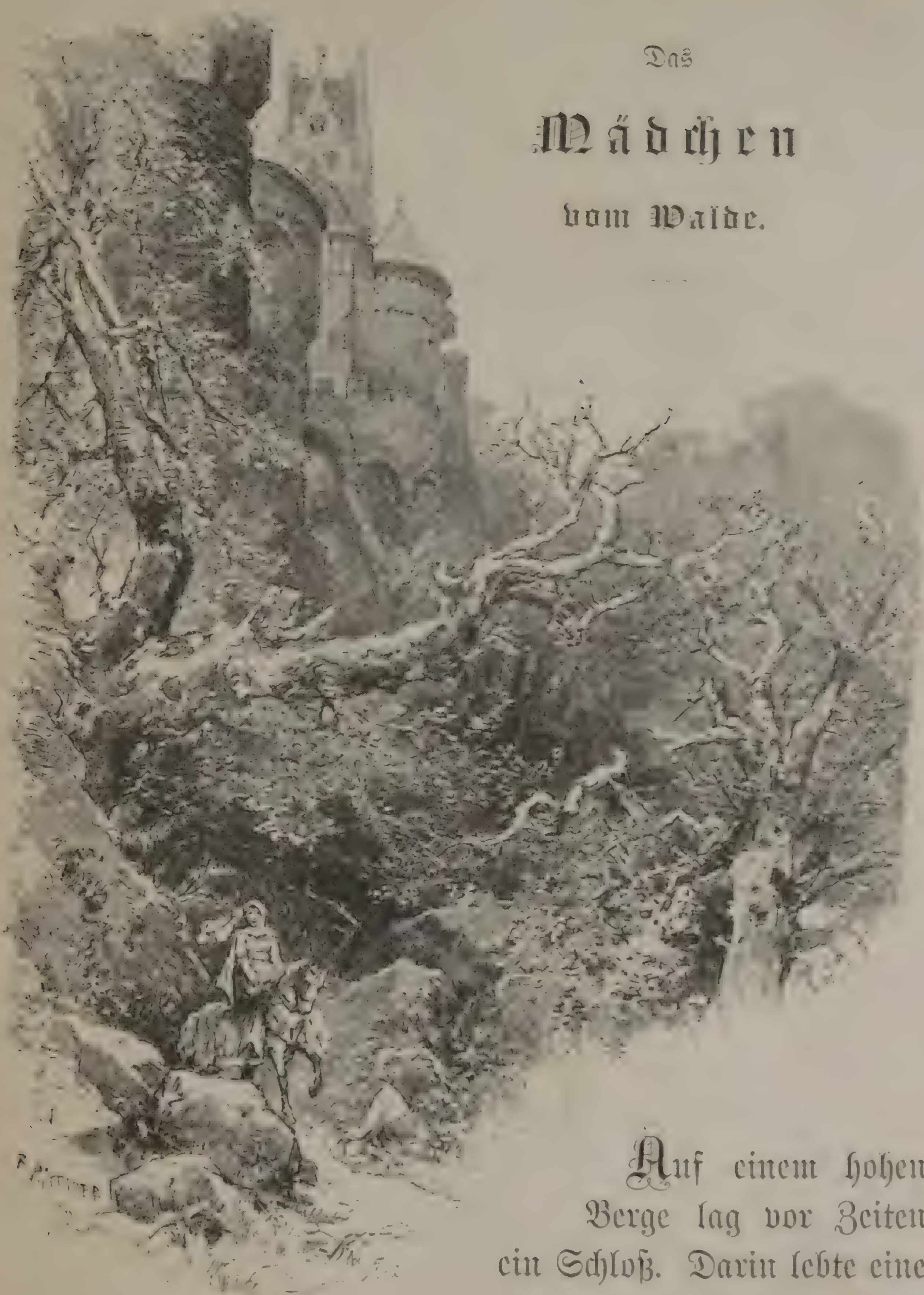




Das

Mädchen

vom Walde.



Auf einem hohen Berge lag vor Zeiten ein Schloß. Darin lebte eine schöne Prinzessin, die jeder liebte, der sie nur sah. Sie hatte ein reines und gutes Herz und war freundlich gegen jedermann; den Armen

und Bedrängten aber stand sie bei in Not und Sorge und half ihnen, soweit sie nur vermochte.

Einmal ließ die Prinzessin ihren schneeweißen Zelter satteln und ritt hinaus in den Wald. Ein Jüngling war eben über die Erde geschritten und wohin sein Fuß getreten, da sproßte und blühte duftiges Leben. Köstliches junges Laub deckte die Buchen, ein paar schimmernde Birken wiegten die blättergeflügelten, zierlichen Zweige, und eine schlanke Erle blickte wie spottend auf eine Gruppe knorriger Eichen, die allein noch teilnahmlos erschien gegen alles frohe Regen um sie her.

Nachdem die Prinzessin eine ganze Weile geritten war, kam sie an eine Brücke, welche über einen Bach führte. Haselsträucher wuchsen an seinen Ufern wie Schilf in die Höhe oder neigten sich spiegelnd über die glänzende Wasserfläche. Ein tiefer Friede herrschte im ganzen Walde; die Bäume flüsterten nur leise, und selbst der sonst oft laut tosende Bach murmelte kaum hörbar. Als die Prinzessin jedoch über die Brücke ritt und der Hufschlag ihres Zelters dröhnend wiederhallte, da wurde es nicht weit von dem Bache lebendig, und ein schlankes Mädchen, das bisher von den Haselsträuchern den Blicken der Prinzessin entzogen war und auch diese nicht bemerkt hatte, stieß einen Ruf der Überraschung aus.

„Habe ich dich erschreckt?“ fragte die Prinzessin das Mädchen freundlich.

Die Angeredete blickte zu der Reiterin, welche dicht an sie herangekommen war, empor und nickte schüchtern. In

der linken Hand hielt sie einen dürren Zweig, den sie kurz zuvor aufgelesen haben mochte; die rechte ruhte auf der Brust.

„Du sammelst Holz?“ fragte die Prinzessin, indem sie auf den morschen Zweig deutete.

„Der Forstwart hat es mir erlaubt,“ war die zögernd gegebene Antwort.

Die Prinzessin schaute bewegt auf das ärmlich gekleidete Mädchen, das die großen, fragenden, blauen Augen kaum von ihr wandte, und sagte warm:

„Wo ist dein Vater?“

„Drinnen im Walde — am See.“

„Und deine Mutter?“

„Oben über den Sternen.“

In den Augen des Mädchens schimmerte es feucht, sie wandte den Blick zur Seite, und der aufgelesene Zweig entglitt ihrer Hand.

Als die Prinzessin das alles sah, empfand sie herzliches Mitleid. Und da ihr das Mädchen gefiel, so beschloß sie, sie mitzunehmen in das Schloß. Sie bot ihr die Rechte und sagte:

„Ich bin die Prinzessin vom Schlosse, und wenn du willst, so gieb mir deine Hand und komm mit mir.“

Das Mädchen aber schwieg und rührte sich nicht, und die Prinzessin sagte weiter:

„Sieh', ich will dich schmücken mit allem, was du wünschest; und das Schönste, was ich habe, soll dein sein. Die edelsten Perlen sollen deinen Hals zieren und deine

1*

Arme Spangen von glänzendem Golde. Auf einem Zelter sollst du reiten, und auch glänzende Wagen und mutige Rosse gebe ich dir zu eigen. Meine Zimmer sollen fortan auch die deinen sein; alle Schätze und alle Freuden will ich mit dir teilen. An meinem Tische sollst du essen, an meiner Seite ruhen und träumen; und meine Dienerinnen sollen dir gehorsam sein wie mir selbst. Jeder neue Tag soll dir neue Freuden bringen, deine Augen sollen lachen, deine Lippen jubeln und deine Wangen verklärt sein wie vom Morgenrot."

„O nein!" sagte jetzt die Holzsammlerin abwehrend und lächelte leise. „O nein!

Ich hab' einen Vater,
Der liebt mich gar sehr
Und giebt mich um Gold und
Um Perlen nicht her."

Sie wurde wieder ernst.

„Und wenn ich ihn ließe,
Da stürbe er bald
Und würde begraben
Im trauernden Wald.

Die schüchternen Rehe
Enteilten vor mir,
Die Vögel verstummten
Im Blättergewirr.

Ich fände nicht Ruhe
Und Frieden dann mehr
Und irrte verstoßen
Im Walde umher.

Ich hab' einen Vater,
Den lieb' ich gar sehr
Und geb' ihn um Gold und
Um Perlen nicht her."

Sie hatte so innig gesprochen, daß die Prinzessin bewundernd auf sie niederblickte und ihr Entschluß, das Mädchen mit sich zu nehmen, nur noch fester stand. Ein herzliches, gewinnendes Lächeln überflog ihr Gesicht, und überredend sagte sie:

„Das ist gut von dir, daß du deinen Vater so lieb hast, und es liegt mir fern, euch trennen zu wollen. Gehe heim, hole deinen Vater und nimm ihn mit auf das Schloß. Ihr alle beide sollt mir willkommen sein! — Du zögerst noch? Ist dir die kleine Hütte deines Vaters lieber als das Königsschloß? ... Nicht so, mein Kind! Dunkel und eintönig ist der Wald, ärmlich die Hütte: unendlich herrlich aber ist dein künftiges Heim! Den höchsten Gipfel des Berges krönt das Schloß; seine schlanken Türme schauen weit in das Land hinein; seine goldenen Kuppeln erglänzen im ersten Sonnenstrahl, wenn unten im Walde noch lange alles dunkel ist. Ferne Seen, Felder, Wälder und Berge kannst du sehen; Dörfer und Städte grüßen zu dir herauf. — O nein, schlag' es mir nicht ab: folge mir!"

Die Holzsammlerin hatte aufmerksam zugehört, jetzt aber schüttelte sie den Kopf und sagte zögernd:

„Wißt ihr, wo unser Haus liegt? Dort ist es, wo sich das Siebengestirn im See spiegelt, wo das Schilf am Ufer heimlich flüstert, wo der dunkle Wald schützend das Heim der Menschen umgiebt. Ich kenn' ein Lied — die Mutter hat es mich gelehrt, und noch viele andere mehr —: soll ich es euch singen?“

Die Prinzessin nickte, und das Mädchen sang:

Unser Haus liegt am See,
Es schaukeln die Wellen das Boot,
Den See und die Hütte verklärt
Des Abends hellleuchtendes Rot.

Da steigen aus schimmernder Flut
Viel Nixen in trauerndem Kreise
Und singen von Liebe, von Glück
Bezaubernde, klagende Weise.

Unser Haus liegt im Wald,
Es flüstern die Bäume im Chor,
Still blickt durch der Äste Gezweig
Das Auge zum Himmel empor.

Wer müde nach Ruhe sich sehnt,
Daß Friede im Herzen entkeime,
Dem senden die Sterne zum Gruß
Beglückende, selige Träume!

Die Prinzessin lauschte noch dem Liede und blickte träumerisch vor sich hin, als die wunderbar ergreifende Melodie längst verhallt war. Als sie aber wieder aufsah und ihr Auge die Sängerin suchte, war diese nicht mehr da.

„Wo bist du?“ rief die Prinzessin aus; und das Echo trug ihre Frage fernhin. Aber eine Antwort erfolgte nicht, so viel sie auch rufen mochte.

Da nahm sie sich vor, nach dem seltsamen Mädchen forschen zu lassen und nicht eher zu ruhen, als bis sie es gefunden.

Und sie sandte ihre Diener aus nach allen Richtungen, ließ suchen an jedem See viele Meilen in der Runde und fragen in jeder Hütte. Aber alle Diener kamen zurück und sagten, sie hätten geforscht vom Morgen bis zum Abend und seien gegangen von Haus zu Haus, aber das Mädchen sei nicht da, und niemand auch wisse von ihr.

Da wurde die Prinzessin traurig, daß sie das Mädchen nicht mehr sehen sollte, und lange wollte ihre Fröhlichkeit nicht wiederkehren. Endlich aber lernte sie ihre Traurigkeit überwinden, nahm wieder teil an den Freuden, welche ihr geboten wurden, und dachte der Holzsammlerin nur noch selten.

* *
*

Schon war eine lange Zeit verflossen, da ging die Prinzessin einmal in den Wald, um Blumen und Beeren zu suchen. Als sie wieder in das Schloß wollte, verfehlte sie den Weg, ging irre und befand sich bald tief im Walde.

Sie bemerkte es und erschrak. Indes glaubte sie die Richtung nach dem Schlosse wiederfinden zu können und schritt aus, so schnell sie nur konnte. Aber sie gelangte nicht heim; nur tiefer und tiefer führte sie ihr Weg in den Wald, immer ferner dem Ziele, welchem sie zustrebte.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als sie eine Lichtung gewahrte und an einen See gelangte, der ringsum vom Walde eingeschlossen war. Die Wellen plätscherten einförmig gegen das Ufer; im Schilfe und in den Erlen, in den Buchen und Eichen rauschte es wie Flügelschlag.

Das Herz pochte der Verirrten zum Zerspringen, ihre Kniee wankten. Sie ließ sich auf einen Baumstumpf nieder und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. In welcher Sorge mochten ihre Eltern sein, in welcher Lage war sie selbst! Verirrt — einsam und verlassen in einer Gegend, wo keines Menschen Nähe zu erhoffen war, wo sicher niemand kam, um sie zu suchen, so viele der Boten auch vom Schlosse mochten ausgesandt werden. Und vor sich Dunkel und Nacht — lange, bange Nacht!

Sie erhob sich und rief nach Hilfe, laut und schrill — zweimal, dreimal. Dann aber erzitterte sie heftig, alles um sie her tanzte vor ihren Augen, bunt und wirr ... und mit einem Wehlaut brach sie zusammen.

* *
*

Zu derselben Zeit saßen vor einer Hütte, welche dicht an dem See lag und von schützenden mächtigen Bäumen beschattet war, ein Fischer und seine Tochter.



Abendfrieden am See.

„Für heute laß uns ruhen, Kind!" sagte eben der erstere. Und auf den See hinausblickend, fügte er hinzu: „Siehst du, wie tief schon der Schatten des Waldes in den See hinausragt? wie der Abendstern zu leuchten beginnt in stiller,

majestätischer Pracht, und See und Wald schon übergossen sind vom blassen, magischen Lichte des Mondes? Der Friede hat seinen Einzug in die Natur gehalten; der Ruhe bedarf, was da läuft und kriecht, was fliegt und schwimmt; Ruhe ersehnen Baum und Strauch; selbst die bunte Schar der Blumen ist ermattet: Rührmichnichtan und Vergißmeinnicht, Wolfsmilch und Seerose schließen schlummernd ihre Kelche, bis der Sonne warmer Kuß sie früh am Morgen zu neuem Leben und Blühen erweckt ... Wie die Blumen, mein Kind, so schlafe auch du! Morgen lache dem neuen Tage entgegen, hell und freudig, vom Schlaf gestärkt, wie deine Schwestern vom Tau! Und nun —"

Er wollte eben den Gutenachtgruß aussprechen; aber plötzlich hielt er inne und horchte, und das Mädchen war zitternd aufgesprungen.

Dreimal klang es über den See herüber, schrill und weh — und dann war wieder alles still.

„Was war das, Vater?" fragte das Mädchen erschreckt und bebend.

Der Fischer erhob sich rasch und sagte ernst:

„Geh', mein Kind, und eile zu Hilfe! Deine Füße sind jünger als die meinen und tragen dich schneller zum Ziele. Von jener Lichtung her, wo du mich gestern erwartetest, kamen die Rufe. Eile voran; bald bin auch ich zur Stelle!"

Und am Ufer des Sees eilte das Mädchen dahin, so schnell, als werde sie vom Winde getragen. Dürre Zweige brachen unter ihren Füßen; ein Rudel Rehe, das aus dem

Dickicht an den mondbestrahlten See gekommen war, flüchtete erschreckt in das Dunkel des Waldes.

Bald war sie an der vom Vater bezeichneten Stelle angelangt, und mit einem einzigen Blicke hatte sie erkannt, wo ihre Hilfe nötig war. Doch was war das? Täuschten sie ihre Augen? Sah sie im fahlen Mondlicht falsch? O nein! — „Die Prinzessin!“ rief sie überrascht und angstvoll und unwillkürlich stockte ihr Schritt. Aber nur einen Augenblick! Dann eilte sie vollends hinzu, beugte sich nieder zu der Ohnmächtigen, hob sie in ihre Arme und trug sie an den See, um dort die Stirn der Verunglückten mit erfrischendem Wasser zu netzen . . .

„Gut, mein Kind!“ sagte der Vater, als er nach einer Weile hinzukam. „Aber jetzt laß mich sehen.“ Er untersuchte die Ohnmächtige, bettete ihren Kopf tiefer und wartete auf die Zeichen des zurückkehrenden Bewußtseins. Das Mädchen wagte kaum zu atmen und blickte angstvoll bald auf die Prinzessin, bald auf den Vater.

„Die Prinzessin!“ wollte sie immer sagen, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Endlich brach der Fischer das Schweigen. „Geh' und richte ein Lager her, darauf wir die Kranke betten können. Ich habe sie oft gesehen, und auch im Dunkel der Nacht hätte ich sie erkannt. Sie ist gütig, die Prinzessin; die Hilfe aber, die sie so oft Armen und Bedrängten gebracht hat, soll sie selbst jetzt sicher finden. Und morgen, wenn der neue Tag erstanden ist mit Sonnenglanz und Waldespracht, sollst du sie heimgeleiten ins Schloß.“

Das Mädchen eilte wieder voraus, und als der Vater mit der Prinzessin über die Schwelle der Hütte trat, da war ein sauberes Lager bereits hergerichtet.

Und dann lag die Prinzessin wohlgeborgen, und Vater und Tochter unterhielten sich leise. Endlich erwachte die Verirrte aus ihrer Betäubung und blickte verwirrt um sich.

„Wo bin ich?“ fragte sie.

„Seid still!“ entgegnete das Mädchen. „Am See seid ihr und am Wald.“

Die Prinzessin schwieg und blickte starr auf das Mädchen, das dicht an das Lager getreten war. Dann aber flog es wie Erkennen über ihr blasses Gesicht, und leise und zögernd fragte sie:

„Wie? Spiegelt sich das Siebengestirn im See, flüstert das Schilf am Ufer, schützt der Wald dein Heim?“

„So ist es!“ erwiderte das Mädchen freundlich.

Da verklärte eine herzliche Freude das Antlitz der Prinzessin, sie faßte die Hand des Mädchens und richtete sich auf.

„So sei mir gegrüßt, du Edle!“ sagte sie tief ergriffen, „die ich so schmerzlich vermißt, so lange gesucht. O, nimmer habe ich gewußt, was es mir sagt': das alte Lied vom Wunderblümlein, das im Walde blüht. Heute aber habe ich gelernt, es zu verstehen, heut' das Blümlein selbst gefunden!

Kommst du in seine Nähe
Voll Freude und voll Glück,

Und suchst du es zu finden
Mit leuchtend frohem Blick:

Da hält es sich verborgen
In dichtem Moosgezier,
Daß ungeseh'n es bleibe
Und unerkannt von dir.

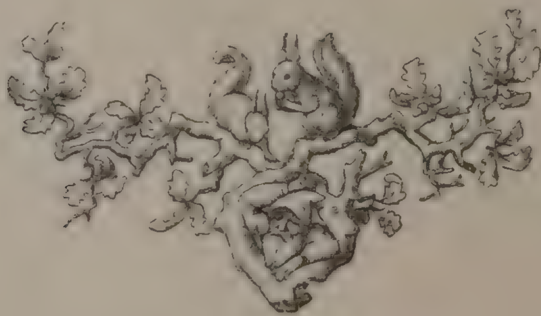
Doch kommst du still des Weges,
Das Antlitz tief erblaßt:
Da wächst gar schnell das Blümlein,
Bis es dein Blick erfaßt —

Da heilt es wunderkräftig,
Was dir das Herz beschwert —
Da macht es überglücklich,
Mehr als du je begehrt!

O du Wunderblume! Der Wald ist dein Heim, und er soll es bleiben. Aber gieb mir deine Hand, du Edle, Reine, und nimm mich an zur Freundin! Und willst du nimmer mich begleiten, willst du nimmer meinen Reichtum teilen: wenn ich wieder bei den Meinen bin, da laß mich herauskommen zu dir und so wie heute mich erfreuen an deinem Auge und an deiner Liebe!"

* * *

„Nimm mich an zur Freundin!“ Ja, Freundinnen sind sie geworden, die Prinzessin vom Schlosse und das schlichte Mädchen vom Walde; Freundinnen auch geblieben, als die Prinzessin sich mit einem Prinzen vermählte und das Mädchen vom Walde einem braven Jägersmanne ihre Hand gab.





Der Eichbaum.

He, Herr Nachbar, der alte Eichbaum streckt und reckt sich ungebührlich; er geht in die Höhe und in die Breite, und wenn's noch lange dauert, da schaut euer Häuschen neben ihm aus, wie meine Hütte für den Wald-

mann, wißt ihr, den Jagdhund. He, Nachbar, ist's nicht so? Na, nichts für ungut!“

„Laßt mir den Eichbaum in Ruhe, einen schöneren giebt's in der ganzen Gegend nicht.“

Es war ein alter Fischer, der diese Worte sprach. Er saß im Schatten einer großen Eiche und besserte ein Netz aus.

„Na, nichts für ungut,“ wiederholte der Störenfried lachend. „Ich hab' ja das Lob des alten Riesen schon oft genug von euch gehört, und ich kenne euch viel zu gut, als daß ich glauben sollte, ihr ließet euch so bald eines Besseren belehren. Der alte Fischer Kuntz und sein Eichbaum gehören zusammen wie zwei Brüder und der eine ist so alt und knorrig wie der andere. Laßt ihn stehen, Nachbar, und wachsen und sich noch immer mehr ausbreiten, und wenn einmal ein Sturm kommt und den alten Gesellen schüttelt und rüttelt von Grund aus, da laßt euch von seinen großen Ästen die Fenster eures Hauses einpeitschen und von dem Stürmen und Toben euch in Schlaf lullen, bis der Sturm das Dach über eurem Haupte entführt und ihr durch die kahlen Sparren hindurch geradeswegs in unseres Herrgotts Himmel schauen könnt. Hagel und Wetter! glaubt mir's, Nachbar Kuntz, mit dem knorrigen Alten erlebt ihr noch was!“

Der Fischer nickte. „Da könnt ihr recht haben, Nachbar,“ sagte er langsam. „Und wie vieles habe ich schon erlebt mit ihm! Wißt ihr noch, wie vor einem Jahrzehnt der Krieg

im Lande tobte und Schrecken und Elend brachte, wo immer nur Menschen wohnten? Schon damals hätte mich der Tod in seine Arme geschlossen, wenn nicht der Eichbaum gewesen wäre, der die Kugel auffing, die für mich bestimmt war. Ich sah ihn kommen, den tückischen Feind, und sah ihn die Büchse anschlagen auf den wehrlosen Menschen. Ein Sprung, und ich stand im Schutze des mächtigen Stammes und hörte die Kugel einschlagen in seine Rinde. Wenige Sekunden später ertönte das Signal zum Sammeln, und der feige Schütze eilte davon. Ich aber sank an dem Fuße des Eichbaums nieder und dachte lange nach über die wunderbare Rettung und über den mächtigen Retter . . .“

„Ja, ja, Nachbar Kuntz, ich kenne die Geschichte, und ich weiß auch, was ihr sonst noch alles von dem Alten zu erzählen habt. Wie er euch zum Beispiel im Sommer kühlen Schatten spendet und durch das Heer lärmender Stare, Finken und Spatzen, die in seinen Ästen Sommerwohnung genommen haben, euch erfreut; wie er im Winter die kahlen Äste gen Himmel streckt und euch gemahnt an die Nichtigkeit des Lebens, auf daß ihr hübsch demütig bleibt, und hinwiederum in Schnee und Eis euch hoffen läßt auf die frühlingsjunge Zeit des Keimens und Knospens, auf daß ihr freudig bleibt und den Wechsel der Zeiten und die Güte Gottes nicht vergeßt . . . Ja, ja, Nachbar, ich hab' ein gutes Gedächtnis, und was ihr mir zehnmal erzählt habt, das hab' ich mir gemerkt . . . Jetzt aber im Ernst: die dunkle Wand, die sich dort über dem Walde auftürmt,

bedeutet nichts Gutes. Ich kann mich getäuscht haben, aber schon vor einer Weile glaubte ich fernes Donnern zu hören. Ei, ei, da blitzt es schon! Ist's erlaubt, das Wetter bei euch abzuwarten?"

„Tretet nur ein, Nachbar, und laßt's euch gefallen bei mir. Eben bin ich mit dem Netze fertig. Hoffentlich mache ich morgen einen guten Fang. Es wird übrigens ein rechtes Unwetter geben. Seht ihr, wie der Sturm bereits den See aufwühlt und auf der Landstraße mächtige Staubwolken vor sich herfegt?"

Sie waren in das Haus getreten, und der Fischer schloß Thüren und Fenster. Der Sturm heulte um das Haus, warf Laub und dichte gelbe Staubwolken gegen die Fenster und fuhr wütend in die Krone des Eichbaums, daß die starken Äste ächzten und stöhnten. Der Himmel hatte sich in ein fahles Grau gehüllt, der Donner brüllte, und grelle Blitze durchfuhren die Luft.

Der Fischer stand am Fenster und sah ruhig hinaus in Sturm und Wetter. Jeder Blitzschlag beleuchtete sein ernstes Gesicht und erhellte für einen Moment das in Dunkel gehüllte Zimmer. Prasselnd schlugen Regen und Hagel an die bleigefaßten Scheiben. Der Sturm heulte immer wütender, das fahle Grau des Himmels verwandelte sich in schmutziges Gelb, Blitz auf Blitz durchleuchtete mit grellem Lichte den Aufruhr der Natur, Donner auf Donner ließ das Haus in seinen Grundfesten erbeben. Jetzt ein Blitz, blau, grell wie keiner vorher, unmittelbar darauf ein Krachen und Schmettern — — die Fenster klirrten, eine Thür flog auf, ächzend

durchheulte der Sturm das Haus. Alle Kraft des Fischers war nötig, dem entfesselten Wüterich den Eingang wieder zu verschließen. Dann trat er in das Zimmer zurück. Bleich und zusammengesunken saß der Nachbar auf einem Stuhle. „Das hat getroffen!“ murmelte er entsetzt. „Kuntz, wie könnt ihr ruhig bleiben! So ein Toben! Ist's nicht, als ob die Welt untergehen sollte? Kuntz, um des Himmels willen, so redet doch! Hat's eingeschlagen? Ist das Haus getroffen?“

„Nein, Nachbar,“ entgegnete der Fischer ruhig. „Und wenn ihr euch noch eine kleine Weile geduldet, so wird's schöner als vorher. Der Hauptsturm wird bald vorüber sein.“

Es goß noch in Strömen und der Sturm tobte fort. Allgemach aber wurde es wieder heller im Zimmer, der Donner grollte in immer weiterer Ferne, und Sturm und Regen ließen nach.

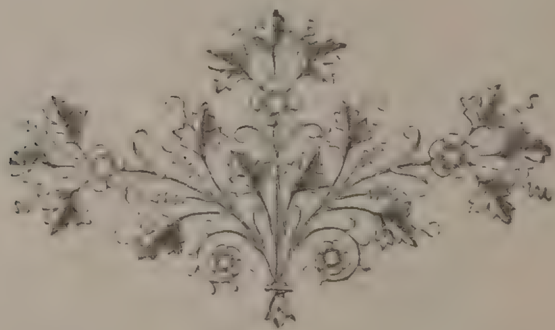
„Jetzt kommt hinaus,“ sagte der Fischer und nahm seinen Nachbar am Arme.

Beide traten ins Freie und atmeten die frische, reine Luft. Dicht vor der Thür des Hauses aber lag ein mächtiger Ast; zu Füßen des Eichbaums war der Boden aufgewühlt, und ein breiter, leuchtend weißer Streifen zog sich von der Krone des Baumes bis zu den Wurzeln.

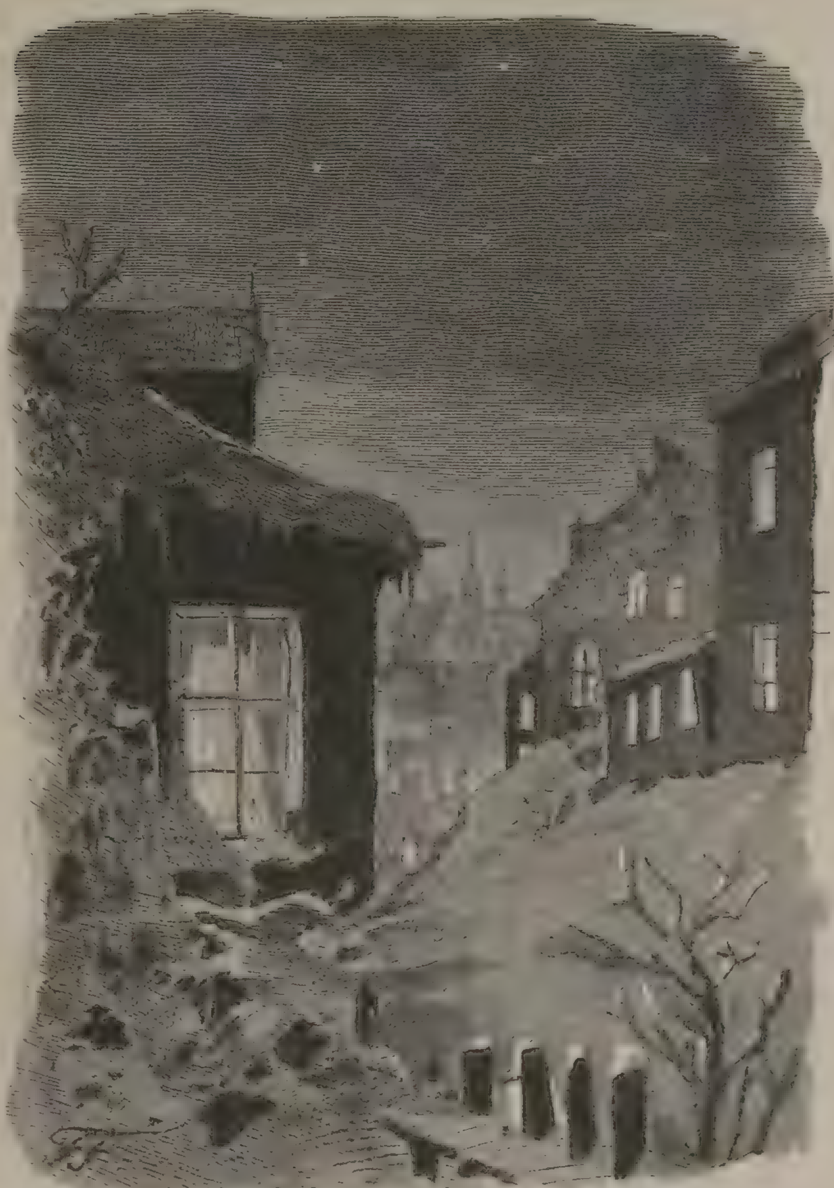
„Ja, der Eichbaum,“ sagte der Fischer mit bewegter Stimme und deutete auf die Furche, die der Blitz gezogen, „wie unnütz ist er doch! Die Wut des Sturmes hat er gebrochen und es verhindert, unseres Herrgotts Himmel

2*

durch die Sparren des Daches zu sehen. Die Kugel des Feindes hat er aufgefangen, die mir galt, und den Blitz hat er angezogen, auf daß die elende Hütte verschont bleibe . . ." Er räumte den zersplitterten Ast zur Seite. „So, Herr Nachbar, der Weg ist frei. Gehabt euch wohl!"



Mein Freund.



Er war mein Freund, so lange ich zurückdenken kann; er ist es auch heute noch und wird es bleiben für immer. Und, daß ich's gleich heraus-sag': ich bin stolz darauf! Einen besseren Menschen als ihn habe ich nicht kennen gelernt; einen besseren giebt es auch kaum.

Viele Jahre sind vergangen, seit ich — in kalter Wintersnacht — ihn zuerst gesehen; ich war damals noch ein kleiner Bube, er schon ein Mann. Aber so viele Jahre auch gekommen und gegangen sind, nie habe ich vergessen, was ich an jenem Weihnachtsfeste erlebte, als ein gütiges Geschick ihn in die enge dunkle Gasse führte, in welcher mein Heim lag. Ich will's erzählen, so gut ich's

kann, und was ich dummer, kleiner Junge damals noch nicht verstand, das hat mir später mein Vater erklärt, und wo meine eigene Erinnerung nicht ausreicht, da kann ich nach den Berichten meines Vaters ergänzen.

Nur eines noch: Mein Freund würde mir böse werden, wenn er erführe, daß ich aus der Schule geplaudert. So nenne ich ihn nicht bei seinem rechten Namen, sondern heiße ihn einfach — Friedrich, jawohl: Friedrich Mittelstein. Auch dieser Name ist mir teuer — und meinem Freunde nicht minder.

Also hört:

* * *

Es war wenige Tage vor dem letzten Weihnachtsfeste, welches Friedrich als Lehrling in einer Kaufmannsfamilie zu verleben hatte. Er freute sich auf das Fest um so mehr, als er die Erlaubnis erhalten hatte, am ersten Weihnachtsfeiertage Hamburg zu verlassen und zu seinen Angehörigen nach N… zu reisen. Am vorletzten Abende machte er sich auf, um noch einige Weihnachtseinkäufe zu besorgen. Zwar war der geräumige Reisekoffer schon voll von Geschenken, immer aber erinnerte sich Friedrich noch an allerlei Kleinigkeiten, mit denen er hoffen durfte, den Seinen eine Freude zu bereiten.

Der Abend war bitter kalt; ein heftiger Wind blies durch die Straßen, es schneite stark, und der Wind wirbelte die Flocken bunt durcheinander. Die zahlreichen Menschen, welche der Weihnachtsmarkt trotz des schlechten Wetters

hinausgelockt hatte, hatten sich zum Teil in warme Pelze gehüllt und die Kragen hoch aufgeschlagen. Sie gingen dicht an den schützenden Häusern, musterten die Schaufenster und traten in die dichtbesetzten Läden, wenn ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, den sie zu kaufen wünschten.

Nicht alle indes waren mit Pelzen versehen; viele entbehrten auch des wärmenden Überrockes, und ihr Äußeres verriet nicht selten eine erbarmenswerte Dürftigkeit. Und nicht nur Männer waren zu sehen, auch Frauen, oft reich und vornehm gekleidet, oft aber auch ärmlich und elend. Und wieder zwischen ihnen allen huschten und schlichen Gestalten, deren Äußeres und scheues Wesen nicht nur auf Armut deuteten, sondern auch auf Schuld.

Es war ein buntes Treiben — winterlich und kalt, öde und doch festlich, leidvoll und freudvoll.

Ein heftiger Windstoß und ein mächtiges von diesem aufgewirbeltes Schneegestöber veranlaßte Friedrich, die Hauptstraße auf einen Augenblick zu verlassen und in einer Seitenstraße vor dem Unwetter Schutz zu suchen. Fast in demselben Augenblick wollte ein kleines, etwa siebenjähriges Mädchen von der Gasse in die Hauptstraße treten, fuhr aber erschrocken vor dem Schneesturm zurück.

„O, o, der Schnee!“ klagte sie mit weinerlicher Stimme, wickelte sich die Händchen aus der dünnen Schürze und führte diese zum Gesicht, um den eben hineingewehten Schnee aus demselben zu entfernen. Dann schlug sie beide Hände vor die Augen und schluchzte krampfhaft.

„Meine Mutter, meine liebe Mutter!“ klagte sie und

weinte bitterlich. „Krank — krank — und es ist so kalt im Zimmer!“

Die Stimme schien ihr zu versagen, und dumpf schluchzend kauerte sie an der Mauer nieder, wickelte die kalten Hände wieder in die dünne Schürze und lehnte das mit einem Tuch dürftig bedeckte Köpfchen gegen die kalten Steine.

Friedrich sah den Menschenstrom an der Mündung der Gasse vorüberfluten; in dieselbe hinein kam niemand. Die Kälte schien noch im Zunehmen, und der Schnee fiel selbst in der geschützten Gasse dicht und in großen Flocken. Voll innigen Mitleids blickte Friedrich auf das nicht weit von ihm hockende Kind. Er dachte an die lieben Seinen, die zu Hause im warmen Stübchen saßen, sich vielleicht gerade erfreuten an den Geschichten, die der Vater vorlas, oder die von ihm plauderten, von ihm, der nach langer Abwesenheit in wenigen Tagen wieder in ihrer Mitte sein sollte, von ihm, der hier in der kalten Gasse stand, den mitleidigen Blick auf ein Kind gerichtet, das inmitten all der Weihnachtsfreude keinen anderen Platz fand, als in dunkler Gasse in Schnee und Eis.

Er trat entschlossen zu der Weinenden und sagte teilnehmend: „Kind, steh' auf, ich bringe dich heim.“

Die Angeredete leistete seiner Aufforderung Folge und richtete sich zögernd auf. Schüchtern und ängstlich trafen ihn ihre großen blauen Augen; sie zitterte am ganzen Körper.

„Sei nicht bange, mein Kind!“ sagte Friedrich freundlich. „Komm', gieb mir deine Hand und führe mich. Ich

will dich begleiten, und wenn ich helfen kann, da will ich es thun."

Vor einem kleinen Häuschen dicht am Ende der Gasse machte das Mädchen Halt. Sie öffnete eine niedrige Thür und eilte hinein. „Mutter, liebe Mutter!" rief sie schluchzend, „es kommt jemand."

Friedrich war ihr gefolgt. Ein Flur war nicht vorhanden; die niedrige Thür führte direkt in ein Zimmer. In demselben war es kalt wie auf der Straße. An einer Seite stand ein Bett, ärmlich und dürftig wie die ganze übrige Einrichtung des Stübchens. Eine hagere Frauengestalt hatte sich tief in die Decke gehüllt, die aber nicht dazu angethan war, sie vor der herrschenden Kälte zu schützen. Sie zuckte oft vor Frost zusammen, und die auf der Decke ruhende Hand war kalt wie Eis.

Mit raschem Blicke übersah Friedrich, wie traurig es um die Bewohner des Stübchens bestellt war. Ernst trat er an das Lager der Kranken:

„Gedulden Sie sich eine Viertelstunde; ich werde Ihnen Feuerung besorgen und bald zurückkehren!" sagte er. Dann eilte er hinaus, einen Kohlenhändler zu suchen und Brennmaterial herbeizuschaffen. Schon in einem der nächsten Häuser fand er, was er suchte. Mehrere mit Kohlen gefüllte Säcke standen auf der Diele. Friedrich deutete auf einen derselben und fragte den Händler um den Preis, der ihm genannt wurde.

„So folgen Sie mir," entschied er, den geforderten Betrag zahlend, „und bringen Sie die Kohlen in ein Nach-

barhaus, in welchem eine Kranke in der bitteren Kälte zu erstarren droht. Ich begleite Sie, aber beeilen Sie sich!"

„Wie?" fragte der Händler, „die Frau Schöning soll die Kohlen haben? Sie ist bedauernswert, die arme Frau. Früher war sie fleißig und glücklich; aber die Krankheit hat sie zu Grunde gerichtet. — Halt!" Er hatte sich den schweren Sack auf die Schulter geladen und stand bereits auf der Straße. „Halt," wiederholte er, zu Friedrich gewendet, „da drin liegt Holz, gleich rechts in der Ecke; nehmen Sie ein Bündel unter den Arm; die Kohlen allein brennen nicht!"

Friedrich folgte der Aufforderung und holte das Verlangte. Das Häuschen der Kranken war bald wieder erreicht. Die Männer schüttelten den Schnee von ihren Füßen und traten ein.

„Freut mich, Frau Schöning," sagte der Kohlenhändler, „daß ich Ihnen wieder einen Sack bringen darf; ist aber auch eine Kälte hier!"

Er warf den Sack neben den Ofen und wandte sich dann nach dem Bett. „Frau," schrie er entsetzt, „Sie sehen ja aus, wie — — — Hm, Hm!" Hastig schob er das Mädchen, das eben Feuer machen wollte, vom Ofen zurück. „Wart', das dauert viel zu lange, ich lege an! Hier, Holz her! du aber hol' den Topf und setz' ihn auf, denn warmes Essen habt ihr wahrscheinlich auch lange nicht gehabt."

„Wir — — wir haben nichts zu essen!" entgegnete die Kleine leise, „und Mutter ist hungrig!"

„Nichts zu essen?“ rief der Händler, als ob er zweifelte, recht gehört zu haben.

„Bleibt und schürt das Feuer,“ sagte Friedrich, zu ihm tretend, leise. „Ich besorge inzwischen das noch Fehlende.“

Das trockene Holz brannte leicht, der Händler legte Kohlen auf und dazwischen wieder Holz, und bald knisterte im Ofen ein lustiges Feuer.

Das kleine Mädchen kniete am Bette der Mutter, ihr Köpfchen auf deren Hand gelegt und mit ängstlicher Spannung in ihr Gesicht blickend. „Mutter!“ flüsterte sie, „bald wird es warm sein, und zu essen sollst du auch haben. Mich friert nicht, und ich bin auch nicht hungrig; aber du bist ja krank.“

Der Händler wandte den Kopf, um über die Schulter nach der Kranken zu blicken; um seinen Mund arbeitete es seltsam. Er hatte von der Not der Kranken gewußt; aber der tägliche Verkehr mit der Armut und dem Elend macht den Menschen hart. Die letzten Säcke Kohlen, welche er geliefert, hatten nicht mehr bezahlt werden können — und er selbst lebte in kümmerlichen Verhältnissen. Allerlei Sorgen, welche auf ihn eingestürmt waren, hatten ihn der Witwe vergessen lassen. — Jetzt sah er die kindliche Liebe der Tochter, und ein seltsames Gefühl ergriff ihn. Er dachte an sein Weib, das ihm der Tod entrissen, und das nun schon seit Jahren auf dem stillen Friedhofe draußen schlummerte; er dachte an seinen Knaben, dessen fröhliches Lachen seine Freude war, dessen lichte Blauaugen ihn anstrahlten, wenn er nach des Tages Last und Mühe in dem ärmlichen Zimmer Ruhe

suchte ... Er saß in gebückter Haltung und starrte in das Feuer, das sein rauhes Gesicht flackernd beleuchtete. Er überlegte und suchte zu einem Entschluß zu kommen; aber dieser schien ihm schwer zu werden. Seine Hand spielte mit der Feuerzange, seine Brust hob und senkte sich. Endlich gab er einen knurrenden, unverständlichen Laut von sich, stand auf und trat an das Bett.

„Ich bin wohl ein rauher Gesell, Frau Schöning," sagte er; „ich hätte Sie sonst nicht vergessen können. Soll aber in Zukunft nicht wieder geschehen. Jetzt den Kopf hoch gehalten: die Krankheit kann nicht ewig dauern, Sie wissen ja: auf Regen folgt auch wieder Sonnenschein. — Die Decke, die Sie da haben, ist nicht warm genug; ich will Ihnen nachher eine zweite herüberholen. — Und was die Kohlen anlangt: machen Sie sich darüber keine Sorgen; diese hier sind bezahlt, und wenn die auf sind, dann habe ich mehr, die — — sind auch bezahlt. — Ich hab' früher auch ein Weib gehabt; ist doch ein wunderlich Ding, wie man zuweilen daran denken muß. — Wird es nicht schon warm hier?"

Die wohlthuende Wärme schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Frau Schöning zitterte nicht mehr vor Frost, und die leichenhafte Blässe auf ihrem Gesichte begann zu weichen. Auf die Anrede des Händlers lächelte sie matt und reichte ihm ihre Hand.

„Lassen Sie's gut sein!" wehrte dieser. „So ein alter Bursche, wie ich es bin, kann wohl einmal vergessen, was er eigentlich nicht vergessen sollte; aber im Grunde des Herzens

ist er doch so schlecht nicht. — Da ist auch unser Freund wieder. Haha! den ganzen Arm voll. Sie sind ein Prachtmensch, hören Sie?“

Wohl bepackt war Friedrich eben wieder eingetreten. Der Händler rückte den einzigen vorhandenen, zur Seite gestellten Tisch mitten ins Zimmer und breitete darauf aus, was Friedrich gebracht hatte. Das Mädchen blickte begehrlich auf das Brot; die letzte Schnitte hatte sie heute Morgen der Mutter gegeben, sie selbst aber seit gestern früh nichts mehr genossen, so sehr sie der Mutter auch das Gegenteil versichert hatte. Jetzt regte sich ihr Hunger mächtig; dennoch beherrschte sie sich und lächelte der Mutter selig zu, als diese ihr Köpfchen emporhob und es streichelte.

Der Händler war eifrig mit den gebrachten Schätzen beschäftigt. Sobald die ersten Schnitte des guten, frischen Brotes mit Butter bestrichen waren, bot er sie der Kranken und ihrer Tochter dar. Frau Schöning dankte mit leiser, bewegter Stimme; das Kind aß hastig, und die hellen Thränen liefen über seine Wangen. Friedrich lehnte an der Thür und sah bald auf den Händler, bald auf Mutter und Tochter. Er trat an den ersteren heran.

„Behalten Sie die Kranke im Auge!“ flüsterte er ihm zu. „Sorgen Sie für beide! Ich werde morgen wieder kommen und mich erkundigen.“

Der Händler nahm ihn ohne weiteres am Arm und führte ihn zu der Kranken.

„Der hier ist ein braver Mensch!“ sagte er warm. „Dem verdanke ich es, daß ich wieder zu Ihnen gekommen

bin. Wollen Sie uns wieder einmal besuchen, junger Mann, so sind Sie uns von Herzen willkommen. Die Kranke kann Ihnen noch nicht danken; so will ich es thun. Der Himmel segne Sie!"

Friedrich reichte allen tiefbewegt die Hand und verließ stumm das Zimmer.

Der Sturm heulte noch wie vorhin durch die Straßen, und der Schnee fiel in dichten Massen. Er achtete es nicht. In seinem Herzen war eine Weihnachtsfreude aufgegangen, die ihn Wind und Wetter vergessen ließ.

Am folgenden Abend, dem Christabend, sprach er wieder bei dem Händler vor.

„Sieh' da!" rief dieser bei seinem Eintritt, „unser Freund! Na, Sie werden sich aber wundern, wie freundlich es heute schon bei unserer Nachbarin aussieht. Haha! ich alter Kerl habe gar heut' Morgen — haha! — geholfen, die — — die Stube zu kehren! Das ist ein Leben, sage ich Ihnen, aus dem ich bald selber nicht mehr klug werde! Die Hand kann ich Ihnen nicht geben. Die Pfoten sind fast ebenso schwarz wie die Kohlen."

Lachend sah er auf die derben Fäuste, und auch Friedrich konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Und wie steht es mit der Kranken?" fragte er.

„Vortrefflich, Freund! Alle Not ist zu Ende — der Ofen warm, der Brotschrank nicht leer, das Stübchen sauber wie irgend ein verlorner Winkel geradeswegs aus dem Himmel, und die Kranke — begreife, wer's kann! — fast gesund!"

„Aber in Zukunft! Wie wird's weiter gehen?"

„Keine Sorge! Mindestens wird alles bleiben, wie's seit gestern angefangen hat, vielleicht aber . . . Na, lassen wir's gut sein. — Übrigens ist es doch wirklich arg: man kann mitunter fast närrisch werden, ohne rechten Grund zu haben! Seit langen Jahren habe ich kein Weihnachtsfest mehr gefeiert, hab' im Gegenteil geglaubt, über derlei erhaben — wohlverstanden: erhaben zu sein; und nun geht's mir altem klugen Kerl wie allen anderen Leuten auch! Will Weihnacht feiern und weiß nicht warum!"

Er lachte abermals und Friedrich stimmte ein, sah sich dann aber nach Vorbereitungen für die festliche Begehung des Abends um und konnte nirgends eine Spur entdecken.

„Ja so!" lachte der Händler, „Sie suchen wohl den Tannenbaum? So schnell geht's nicht, den brauchten wir auch nicht einmal. Indes, 'nen Tannenbaum — — Haha, der Spaß ist doch zu köstlich, schon allein um der Kleinen und um meines Buben willen! — Jawohl, einen Tannenbaum müssen wir haben!"

Seine schwarze Rechte fuhr in die Tasche und brachte einen kleinen Lederbeutel zum Vorschein. Er schüttete den Inhalt auf einen in der Nähe stehenden starken Tisch, welcher ihm gleichzeitig als Sitz diente, und begann zu zählen.

„Reicht!" bestätigte er vergnügt. „Zudem stehen hier noch eins, zwei . . . vier Säcke, von denen keiner leer ist! — Einen Augenblick Geduld, ich kratze mir den Ruß ein wenig ab und begleite Sie dann hinüber."

Ehe Friedrich entgegnen konnte, war der Alte ver-

schwunden, und der junge Mann hatte Zeit, über ihn nachzudenken.

Plötzlich hörte er ein Geräusch in der Nähe und fühlte sich an der Hand gefaßt. Zwei leuchtende Blauaugen sahen zu ihm auf, und eine helle Kinderstimme sagte bestimmt:

„Du, ich mag dich auch leiden! Der Vater und ich, wir alle beide. Ist heute Weihnacht? Kommt da das Christkind? Bist du das Christkind?"

Friedrich sah auf das Kind, einen Knaben, der etwa acht Jahre zählen mochte, nieder und drückte ihm die Hand.

„Ich bin's nicht," sagte er dann freundlich; „aber es wird noch kommen. Wenn ich's treffe, werde ich ihm sagen, es möchte auch zu dir kommen. Da kommt es gewiß."

„Und es schenkt mir was?"

„Gewiß, mein Kind."

„Bekommst du auch was?"

„Ich denke doch."

„Wart', der Vater hat mir einen Apfel mitgebracht, den schenk' ich dir."

Er eilte davon und kehrte mit einem großen, schönen Apfel zurück.

„Da! Kommst du bald mal wieder?"

Friedrich zog den Knaben an sich und küßte ihn.

„Gewiß, Kind, ich komme wieder."

„Brav, mein Junge!" sagte der Händler, der wieder eingetreten war und den Vorgang beobachtet hatte. „Der Junge hat's Herz auf dem rechten Fleck, gerad so wie seine

Mutter selig. Jetzt schick' dich! Wir gehen aus, das Christkind zu suchen."

Fröhlich sprang der Knabe ins Zimmer zurück.

„Die Säcke da verkaufe ich vielleicht schon morgen," bemerkte der Händler rechnend. „Das könnte mir passen, brauchte dann nicht allzu sparsam zu sein."

Ein rascher Gedanke durchblitzte Friedrich.

„Morgen?" fragte er. „Es ist schade, daß meine Wohnung ein wenig entfernt liegt . . . wenn Sie aber den Weg nicht scheuen, so bringen Sie die Kohlen mir, mein Vorrath ist vollständig erschöpft. . . ."

„Im Ernst? Dann hurra! Der Weg ist Nebensache. Geben Sie mir Ihre Adresse, und bestimmen Sie die Zeit, wann die Lieferung an Ort und Stelle sein soll — heute, morgen, übermorgen, wann Sie wünschen!"

„Bringen Sie, sobald es Ihnen paßt. Hier haben Sie den Betrag."

„Nicht doch! nicht doch!" wehrte der Alte, „erst die Ware, dann das Geld!"

„Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie es jetzt nehmen," beharrte Friedrich. „Bei der Ablieferung könnten Sie mich verfehlen, und wir hätten dann nur beiderseits Umstände."

Noch wiederholt weigerte sich der Alte, den Betrag im voraus anzunehmen. Endlich aber ließ er sich überreden, und nun machten sich beide auf, in die Wohnung der Frau Schöning zu gehen.

In dem Stübchen sah es in der That bei weitem freund-

licher aus, als am Tage vorher. Die größte Freude bereitete den Besuchern aber das heitere Aussehen der Bewohnerinnen. Mit überströmendem Herzen sprach die Frau ihren Dank aus; mit glücklichem Lächeln kniete die Tochter am Bette der Mutter, deren Hand sie leise streichelte.

Mit inniger Befriedigung traten die Besucher den Rückweg an. Im Scheine einer Laterne blieb Friedrich stehen, trennte ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb darauf: „Frau Schöning." Bei der Wohnung des Händlers angelangt, überreichte er dann das Blatt dem Alten.

„Hier meine Adresse!" sagte er. „Und nun feiern Sie Weihnachten, Ihnen und der Kranken zur Freude!"

In dem auf der Straße herrschenden Dunkel konnte der Händler den Inhalt des Blättchens nicht entziffern. Er sagte deshalb die pünktliche Bestellung der Lieferung nochmals zu und erwiderte freudig den ihm gewordenen Gruß. Dann eilte Friedrich davon und war längst nicht mehr zu sehen, als der Händler nach einigen Augenblicken wieder vor die Thür trat und nach ihm ausschaute . . . .

* *
*

So, die Geschichte ist zu Ende. So lernte ich meinen Freund kennen. Und was den Jungen des Kohlenhändlers betrifft, so will ich dem, der's noch nicht erraten haben sollte, gern erklären, daß — ich selbst der Kleine war. Mein Vater ist nun lange schon tot, die Frau Schöning auch; aber die Tochter lebt noch, und wer sie kennen lernen will, der komme zu mir, und wer mir in meinem Hause



zuerst mit strahlendem Gesichte entgegenkommt, das ist das arme kleine Mädchen von damals, heute meine liebe Frau.

Und wenn wir zwei Häuser von dem meinigen weiter wandern, da treffen wir ein stattliches Kaufmannshaus, und auf großem Schilde prangt in goldenen Lettern der Name meines Freundes. Tretet ruhig ein bei ihm und erfreut euch an seinem Glücke. Aber sagt nichts von der Geschichte: er ist nicht stolz darauf und hört nicht gern davon.



3*



Elster und Bilderbuch.



Eine Elster hatte ein Bilderbuch gefunden und saß oben im Birnbaum in ihrem Neste, um sich die Bilder zu besehen und die Verse zu lesen, die darunter standen. Sie bog ein paar Zweige, die ihr das Licht versperrten, zur Seite und schlug dann das Buch auf. Die erste Seite zeigte einen Hund, der vor seiner Hütte lag, und eine Katze, die sich faul unter einem Fenster hingestreckt hatte.

„Ähnlich sind sie," sagte die Elster; „das ist der Spitz, und das ist die Miez; vor beiden muß man sich hüten. Doch laß sehen, was darunter steht." Und sie las:

Hund und Katze, ei fürwahr,
Die zwei sind ein saub'res Paar!
Kläffen können Mops und Spitz,
Weiter sind sie dann nichts nütz;
Nächtelang miaut die Katz',
Macht nur nicht auf Mäuse Hatz.

„Das ist nicht schlecht!" meinte die Elster befriedigt und schlug eine zweite Seite auf, welche eine Gans zeigte und die folgenden Verse trug:

Frau Gans im Hofe dort
Führt ihren Ruf mit Recht,



Sie watschelt immerfort
Und schnattert gar nicht schlecht;
Sie weiß im Hof Bescheid,
Treibt auf dem Teich sich um;
Sie ist nicht recht gescheit —
Doch recht ein bißchen dumm!

„Sehr gut!“ sagte die Elster. „Das ist wirklich wahr; dumm ist sie. Aber weiter.“ Es folgte ein Spatzenbild, das die Inschrift zeigte:

Der Spatz, der ist der rechte:
Ein Held im Wortgefechte,
Ein Hetzer stets im Rat,
Ein Feigling bei der That.
Doch ist er schlau, der Wicht,
Läßt sich erwischen nicht —
Ein Dieb zur Sommerszeit,
Ein Spitzbub', wenn es schneit.

„Da hast du es, du alter grauer Filz!“ sagte die Elster vergnügt und blätterte weiter. Jetzt kam ein Kuckuck und drunter stand:

Der Kuckuck ist ein Wesen,
Wie's wenig andre giebt,
Ein Vogel auserlesen,
Stets in sich selbst verliebt;
Nur „Kuckuck“ ruft, wie eitel!
Der Sausewind fürwahr —



Vom Fuße bis zum Scheitel
Ein ausgemachter Narr!

„Hahaha!“ lachte die Elster, „siehst du wohl, du Narr, daß du mit deinem Hochmut doch nicht weit kommst? Was sollte auch daraus werden, wenn jeder immer seinen eigenen Namen rufen wollte! Und so viel Ursache wie du, hätten wohl auch noch andere; ich zum Beispiel. ‚Elster! Elster!‘ klingt das nicht viel schöner als dein langweiliges ‚Kuckuck‘?“ Sie blätterte weiter. „Sieh' mal an!“ sagte sie, „da ist ja mein Freund, der Häher, der nichtsnutzige Gesell. Nun, was weiß man denn von dem?“ Sie las:

Der Häher hat ein hübsch Gewand,
Ist schwarz und weiß und blau;
Im ganzen Wald ist er bekannt
Und stolzer als ein Pfau.
Doch wenn man erst sein Krächzen hört,
Sein unausstehlich Schrei'n,
Ist alles in der Rund' empört,
Flieht eiligst waldwärtsein!

„Ausgezeichnet!“ Die Elster war auf das höchste erfreut. „Das ist wirklich ein ganz vortreffliches Buch!“ sagte sie. „Ich will es auch dem Häher zeigen, dem eingebildeten Gecken, daß er nicht gar zu stolz ist auf die paar bunten Federn, die er vor mir voraus hat. Haha! wenn man dein ‚Krächzen‘ hört, ‚flieht alles waldwärts‘! Das ist prächtig gesagt. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß es so

gute Bücher geben könnte. Da wollen wir doch weiter lesen.“ Sie wendete ein neues Blatt um und war nicht wenig überrascht. „Wie?“ sagte sie, „auch mich hat man abgebildet? Das ist ja wunderbar. Da wollen wir doch gleich sehen, was man von mir schreibt.“ Und sie las:

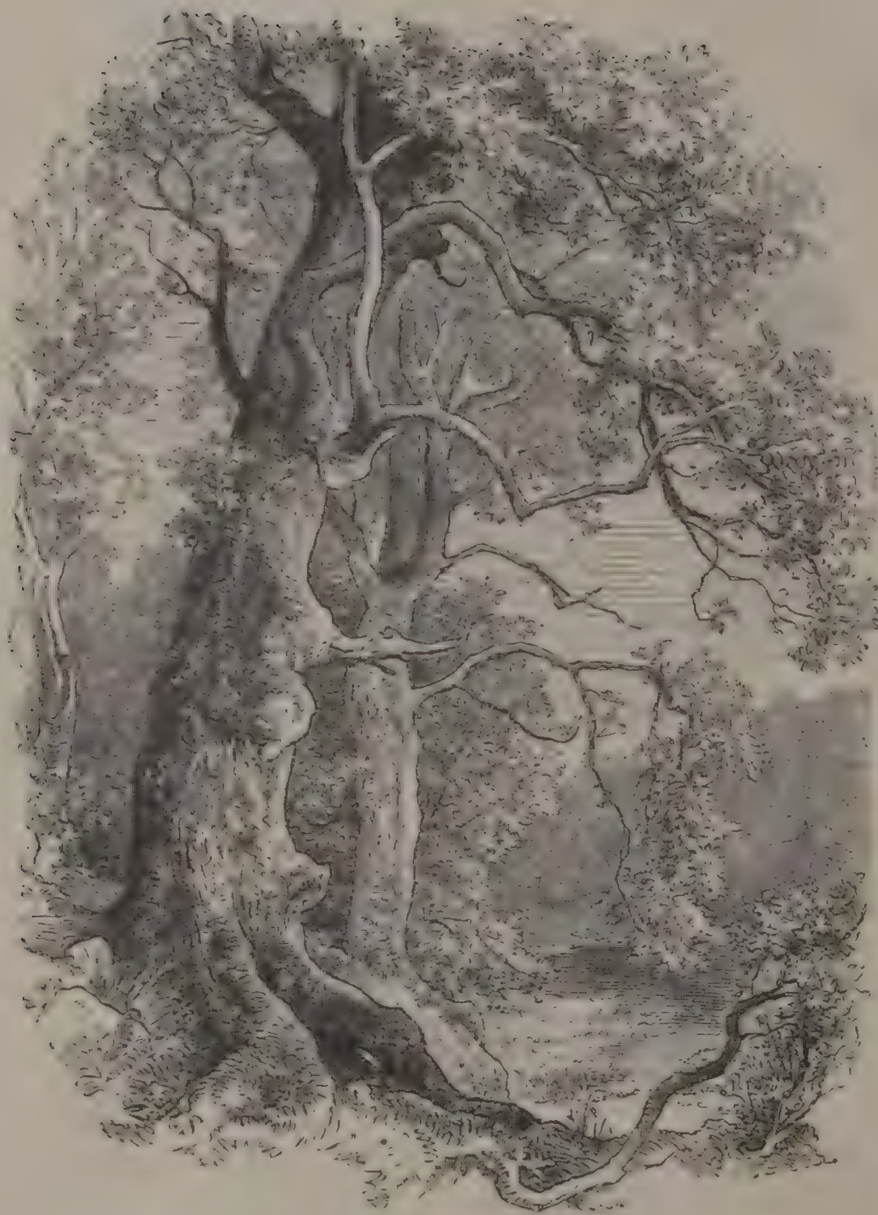
Die Elster aber, nicht zu glauben!
Ist aller Tiere Schrecken,
Ihr Handwerk Stehlen, Morden, Rau . . .

weiter kam sie nicht.

„Pfui!“ kreischte sie im höchsten Zorne, „welch ein häßliches Buch!“ Und durch die Äste des Birnbaumes flatterte das Bilderbuch hinunter auf die Erde.



Brummlieb.



Am Waldesrand.

Er hieß nicht so, aber er wurde so genannt. „Er spielt nicht,“ sagten seine Kameraden, „er brummt nur.“ „Er brummt zwar nicht,“ widersprach seine Mutter, „aber er lacht auch nicht.“ Er war überhaupt ein sonderbarer kleiner Mensch, der Brummlieb. Kam er aus der Schule, so ging er geradesweges nach Haus und schaute genau so ernsthaft drein, wie sein alter Onkel, der Amtmann war. Spielten an den herrlichsten Sommertagen seine Kameraden im schönen grünen Garten und jubelten mit den Vögeln um

die Wette, so machte Brummlieb ein brummiges Gesicht, verkroch sich in irgend einen Winkel und träumte — nur daß er selbst nicht wußte, wovon. Oder er strich durch Wald und Feld, und wenn er heimkam, so war er genau so brummig, als da er fortgegangen.

„Weiß der Himmel, was aus dem werden soll!“ meinte der Vater oft mißmutig. „Er wird ein Träumer bleiben sein Leben lang; ein Tagdieb, der keinem Menschen je nützen, der sich selbst und andern eine Last sein wird.“

„Wenn er nur einmal lachen wollte,“ sagte seine Mutter dann wohl, „da würde er schon anders werden.“ Aber alle ihre Scherze und alle ihre Neckereien blieben umsonst. Brummlieb sah sie groß an, schmiegte wohl auch seinen Kopf in ihre Hände — aber lachen konnte er nicht.

Da passierte einmal etwas Wunderbares!

Brummlieb war in dem großen Walde, in dessen Nähe das Haus seiner Eltern lag. Schon den ganzen Nachmittag war er planlos umher gelaufen, und als der Abend kam, und es mächtig zu dämmern begann, wollte er nach Hause gehen. Doch er war müde geworden und setzte sich am Rande des Waldes, unfern von zwei knorrigen Eichen, unter einer weißstämmigen Buche in dichtes weiches Moos. Aus dem Teiche einer an den Wald grenzenden Wiese ertönte einförmiges Froschkonzert; ein Specht war noch an der Arbeit und pochte laut.

„Holla ho!“ hörte Brummlieb da ganz in seiner Nähe ein feines Stimmchen, „hörst du, wie der Buntrock schon wieder pocht?“

Brummlieb schaute mürrisch um sich. Er hatte niemand vorher gesehen und geglaubt, allein zu sein. Wer und wo waren denn nun die Störenfriede? Holla! Just kamen sie hinter einem Baum hervor, gar nicht weit von ihm — und zwei sonderbare Männchen! Nie hatte er solche noch gesehen: Männchen waren's, kleiner, viel kleiner noch als er, und dichte graue Bärte reichten ihnen bis zum Knie.

Sie schienen es eilig zu haben, denn sie trippelten vorwärts, so schnell sie nur konnten. Dabei redeten sie eifrig miteinander, und jetzt fing eines von ihnen sogar noch an zu singen.

Brummlieb horchte aufmerksam, um die Worte des Liedes zu verstehen.

Das Männchen sang:

„Was klopft denn so und pocht denn so
Am Baum im grünen Wald?
Was hämmert denn so emsig dort,
Daß laut es widerhallt?"

Und das zweite Männchen sang lustig dagegen:

„Das ist der Specht, der Zimmermann,
Der nie ein Haus gebaut
Und der doch zimmert Tag für Tag,
Sobald der Morgen graut."



Und dann beide zusammen:

„Ei Specht, du bist wohl nicht gescheit;
Laß doch das Hämmern sein!
Der ganze Wald ist wohlbestellt, —
Er fällt noch lang nicht ein.“

Die letzten Worte hatte Brummlieb kaum noch verstehen können, so weit waren die Männchen schon weg; jetzt hörte er nur noch aus der Ferne ein fröhliches Lachen, und dann war er wieder allein, und nichts unterbrach die Stille als das Hämmern des Spechtes.

Verwundert horchte Brummlieb auf das regelmäßige Pochen: es kam ihm ganz neu vor, und der ganze Wald schien ihm anders als sonst.

Rascher als gewöhnlich ging er nach Haus. Am Himmel zeigten sich die ersten Sterne; Brummlieb schaute bewundernd hinauf. Zu Hause war es prächtig; alles kam ihm traut und behaglich vor.

Er ging zu Bett und wollte schlafen. „Das ist der Specht — der Zimmermann,“ tönte es in seinen Ohren. „Ei Specht, du bist wohl nicht gescheit,“ murmelte er, schon halb im Schlafen, und dann einen Augenblick später: „Er fällt noch lang nicht ein!“

Dann schlief er, schlief bis in den hellen Tag und war ganz erstaunt, als er gewahrte, wie die Sonne in das Zimmer lachte und ihre Strahlen bis auf sein Bettchen warf.

Dann dachte er wieder an die Männchen und an den Specht, an den Wald und an den Sternenhimmel und wünschte, der Abend möchte bald da sein, und die Männchen möchten noch einmal kommen.

Stundenlang saß er nachmittags an der großen Buche und wartete. Und richtig, als die Sonne unterging und der Himmel in goldigem Abendrot erstrahlte — staunend sah Brummlieb das leuchtende Gold! — da kamen auch die Männchen wieder, Arm in Arm und sich unterhaltend wie am Abend vorher. Aber nicht vorüber gingen sie diesmal; nicht weit von Brummlieb ragten einige Wurzeln aus der Erde, die wurden von den Männchen als Sitze gewählt. Ganz deutlich sah sie Brummlieb, und jedes ihrer Worte verstand er.

„Ich weiß ein Rätsel," sagte eines der Männchen. „Rat' einmal:

Das Erste ist ein Baum,
Das Zweite trägt's Rind;
Das Ganze lebt im Wald,
Ist flink wie der Wind."

Beide schwiegen.

Ein Baum? dachte Brummlieb. — Tanne — Buche — Erle — Esche — Ei . . . .

„Ich hab's!" rief da das zweite Männchen, „das ist das Eichhorn!"

„Richtig," war die Antwort, „aber ich weiß eins, das schwerer ist:

Es ist kein Mensch, kein Tier,
Hat weder Arm noch Bein;
Doch ist kein Baum so hoch,
Es klettert keck hinein."

„Wo ist's?"

„Ganz in der Näh'!"

„Hat keine Arme und keine Beine, und klettern kann es doch?"

„Bis in die höchsten Spitzen."

Brummlieb sah eine Eiche, an welcher der Ephen emporrankte. Der Ephen! Er hätte es beinah laut gerufen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und schwieg.

Bald hatte indessen auch das Männchen die Lösung gefunden.

„Da klettert's an der Eiche empor!" rief es. „Aber das Rätsel ist gut; weißt du noch eines?"

(Ich hab's doch zuerst erraten! dachte Brummlieb stolz.)

„Ja, noch eines," lautete die Antwort:

„Es liegt in tiefem Schlaf
Und hört noch,
Es schließt die Augen nicht
Und schläft doch.

Was ist's?"

Halt, ist das aber leicht [illegible] Brummlieb und seine Augen leuchteten. Das ist ja de[illegible]as', der die Augen nie, nie schließen kann, wie mir die Mutter erzählt hat.

„Es schließt die Augen nicht und schläft doch?“ fragte das Männchen zweifelnd. „Das ist kurios!“ Aber soviel es auch nachzudenken schien: es konnte die Lösung nicht finden.

„Nein, das rat' ich nicht!“ sagte es kopfschüttelnd.

„Haha!“ lachte das andere Männchen, „der Lampe ist's, der Has', der Feigling, der vor allem davonläuft! Paß auf, ich kenn' ein Lied von ihm:

Ein Lampe wohnt' im dichten Wald,
Da that er viel vermissen;
Sehnt' sich nach Licht und Sonnenschein,
Nach saft'gen grünen Bissen.
Hahaha!

Drum sperrt' er seine Löffel steif
Und fing gleich an zu laufen;
Zuerst er wo ein Kornfeld fand,
Da konnt' er sich verschnaufen.
Hahaha!

Doch kam der Bauer grad' des Wegs,
Das schien ihm nicht geheuer,
Drum lief er eiligst querfeldein
Und traf ein alt Gemäuer.
Hahaha!



Brummlieb.

Dort stand ein Schloß vor grauer Zeit —
Jetzt eine Vogelscheuche;
Die jagte ihm 'nen Schrecken ein,
Schnell kroch er ins Gesträuche.
Hahaha!

Doch wie er sich noch kaum versteckt,
Da hört' er Peitschenknallen;
Lief hin zu einer Wiese drauf,
Da konnt's ihm, ei! gefallen.
Hahaha!

Bald kam ein Schnitter sangesfroh,
Der sang viel schöne Lieder,
Die Sense wetzt' er — kling ling ling —
Und Lampe lief schon wieder!
Hahaha!

Ein Bach floß an dem Waldesrand,
Drin that ein Knabe fischen;
Der warf sein Netz gar nach ihm aus
Und thät ihn bald erwischen!
Hahaha!

Da lief er in den Wald zurück,
Klagt nicht um Feld noch Wiese
Und hat gar nie mehr sich gewünscht
Solch tolle Fahrt wie diese!
Hahaha!"

„Hahaha!“ tönte es jetzt auf einmal laut und polternd als Antwort. „Hahaha!“

Brummlieb war's, Brummlieb lachte — und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, als er sah, wie die Kleinen erschrocken von ihren Sitzen auffuhren und eiligst das Weite suchten. Und als die Männchen verschwunden waren, da lief Brummlieb stracks nach Hause, kam ganz atemlos an und erzählte seiner Mutter, was er erlebt. Die aber schlug die Hände zusammen und sah staunend auf ihren Sohn. Er erzählte und lachte! Sie traute ihren Ohren kaum! Aber wie sie vorher gesagt, so kam es: Brummlieb lachte und wurde ein anderer Mensch, sich selbst und den Eltern zur Freude. Doch den Namen Brummlieb behielt er sein Leben lang.



Hans Sausewind.



„Hans Sausewind! Hans Sausewind! wohin denn jetzt schon wieder?“

„Ich will auf die Berge hinauf, hinausschauen in die weite Welt und in des lieben Herrgotts Himmel!“

„Da nimm dich nur in acht, es haust ein Drache oben!“

„Den Drachen laß ich Drachen sein — der thut mir nichts zu Leid!“ —

„Hans Sausewind! Hans Sausewind! wohin denn jetzt schon wieder?“

„Ich will ins Thal hinunter, mich schaukeln auf den Wellen des Flusses und hinabschauen in die Tiefe, wo die Nixen wohnen!“

„Hans Sausewind, bleib' du zu Haus! Die Nixen

könnten dich fassen und dich hinabziehen in das nasse Grab."

„Seid unbesorgt, ich fürcht' sie nicht! Ich fürchte nichts."

Und Hans Sausewind stieg auf die Berge und freute sich, wenn der Sturm in den Bäumen heulte, und er fuhr auf den Fluß hinaus und lachte, wenn die Wellen brausten und über den Rand des Bootes schlugen.

„Nur heute bleib' zu Haus," bat ihn oft sein Mütterchen, wenn das Wetter gar zu arg tobte und Laub und Regen gegen die Fenster peitschte.

„Ich kann nicht," entgegnete dann Hans, „ich muß hinaus."

Und fort stürmte er, trotz des Mahnens und Bittens der Mutter, die er doch herzlich liebte.

Einmal stieg er wieder in die Berge hinauf, als eben ein Gewitter tobte. Blitze zuckten durch die Luft, und dumpf grollte der Donner. Der Himmel war fahlgelb, soweit Hans sehen konnte. Seine Augen leuchteten. Immer höher stieg er hinauf. „Bis in die Wolken hinein!" dachte er und blickte empor, wie weit er noch von seinem Ziele entfernt.

Da schlug ein Ruf an sein Ohr.

„Heda, Hans Sausewind, wohin?"

Er schaute sich um, konnte aber niemand entdecken.

„Was geht's euch an!" sagte er ärgerlich. „Bis in die Wolken will ich."

Er stieg wieder bergan.

„Oho!" tönte es zurück, „da hast du noch recht weit."

Hans blieb wieder stehen und hörte deutlich jemand lachen.

Er wurde rot vor Zorn.

„Wer ist es, der mich ruft?“ schrie er. „Ich weiß allein, wie weit es noch ist, und hab' niemand gefragt.“

Der unsichtbare Rufer zeigte sich auch jetzt nicht, aber auf die Antwort ließ er nicht warten.

„Hans Sausewind! Hans Sausewind!
Du dauerst mich, du armer Wicht!
Meinst, daß die Wolken Balken sind?
Glück auf! Doch fall' herunter nicht!“

sang er spottend.

Hans drehte sich und spähte vorwärts und rückwärts; er bückte sich und spähte in jeden Winkel zwischen den Felsblöcken und Bäumen. Umsonst! Er vermochte den Störenfried nicht zu finden.

Der aber sang spöttisch weiter:

„Hans Sausewind, du blinder Thor,
Denkst du nicht an die Wolken mehr?
Zum Gipfel schaue flugs empor,
Mir scheint, die droben eilen sehr;

Mir scheint, Herr Hans, du kommst zu spat,
Wenn du dich lange noch bedenkst,
Drum geb ich dir den guten Rat,
Daß du die Schritte aufwärts lenkst.

Und bist du glücklich oben dann,
Grüß mir, ich bitt', die Wolken schön!

1*

Ich seh' den Spaß von unten an —
Hans Sausewind, auf Wiedersehn!"

Hans ballte die Hand in der Tasche zur Faust und guckte sich fast die Augen aus dem Kopfe, um den Sänger zu entdecken. Als er trotz aller Bemühungen ihn nicht finden konnte, drehte er sich plötzlich kurz um und kletterte entschlossen bergaufwärts. — Wer mag es wohl gewesen sein? dachte er im Aufsteigen. Die Stimme war ihm durchaus unbekannt gewesen. „Es ist mir ganz gleich," murmelte er dann; „aus der Nachbarschaft war's keiner, und ein Fremder — — — was geht mich ein Fremder an?"

„Juh ho!" schrie er, indem er auf einen Felsvorsprung trat, der ihm einen freien Ausblick auf das lang hingestreckte Thal gestattete. „Juh ho!" antwortete das Echo. Ob der Wegelagerer wohl auch so laut und kräftig rufen konnte? dachte er und vergegenwärtigte sich nochmals das eben Erlebte. Ach, der mit seiner piepsigen Stimme! „Juh ho!" probierte Hans und suchte die Stimme des Fremden nachzuahmen. Er lachte. Es klang zu merkwürdig, und von einem Echo war nichts zu hören. Wenn der Unberufene ebenso groß war, wie seine Stimme dünn, dann konnte er jedenfalls dem Geschlechte der Riesen kaum angehören. Allerdings, der Mühlknecht drunten in der Mühle am Schurzbach hatte auch eine feine, dünne Stimme, und der war beileibe nicht klein! Zu dem hatte Hans schon immer wie zu einem Ideal emporgesehen und sein heißester Wunsch war, auch einmal so herrlich groß zu werden wie dieser. Die Stimme freilich

hatte ihm nicht gefallen; aber schöner, viel schöner war sie doch noch, als die des Störenfrieds. Und der Mühlknecht war immer freundlich zu Hans, der Fremde aber, den er noch nicht einmal gesehen, hatte ihn gleich verspottet. Er mochte gewiß recht garstig sein, und Hans nahm sich vor, auf dem Rückwege gar nicht auf ihn zu achten, mochte er sich auch noch so breitspurig vor ihn hinstellen. — Oder ob er ihn gar nicht zu sehen bekommen würde? Es war doch sonderbar, wo er gesteckt haben mochte!

Hans hatte das Gewitter ganz vergessen. Er merkte erst, daß es vorüber sein mußte, als der strömende Regen aufgehört hatte und über die Berge zu seiner Rechten Sonnenstrahlen ins Thal fielen. Ein prächtiger Anblick! Sie trafen grad' sein Elternhaus, und weit drüben stand ein leuchtender Regenbogen. Jetzt erreichten die Sonnenstrahlen auch die nahe Stadt; die vergoldete Kugel auf der Spitze des schlanken Kirchturmes leuchtete hell auf; die dunkeln Dächer des Häusermeeres schienen licht verklärt. Hans schaute auf die Berge: das Laubdach des Bergwaldes schimmerte lichtgrün; an einzelnen Stellen war schon der Himmel wieder wolkenlos, und das reine Blau des Himmels schmiegte sich dem Grün des Waldes rein und freundlich an.

Hans atmete die frische, erquickende Luft mit vollen Zügen ein, und unablässig, sehnsüchtig schweifte sein Blick in die Ferne. Wer doch den eilenden Wolken folgen und gleich ihnen hinausfliehen könnte, immer weiter, immer weiter! Das ganze große Thal war ihm zu eng, die Berge schienen ihm öde — glanzvoll stand vor seinem Auge nur

die weite Ferne. Hinaus in die Welt — das war sein einziger, heißer Wunsch! Große Städte wollte er sehen, auf das unendliche Meer wollte er hinaus — er wußte selbst nicht, was er alles wünschte. Aber daheim brannte ihm der Boden unter den Füßen; eine schrankenlose Wanderlust hatte sich seiner bemächtigt.

Plötzlich wurde er in seinem Grübeln und Sinnen unterbrochen.

„So, so!“ tönte eine piepsende Stimme hinter ihm. „So hübsch weit bist du gekommen?“

Hans sah sich überrascht um. Auf einem Steine, gar nicht weit von ihm, saß ein kleines Männchen mit schneeweißem Bart; es trug enge, graue Beinkleider und ein kurzes, graues Wams. In der Hand hielt es einen krummen Stab und an der Seite hing ihm ein Beutel von Leder.

„Hans Sausewind,“ sagte das Männchen, „du gefällst mir, und ich will dir einen Vorschlag machen. Mit den Wolken kann man nicht um die Wette segeln und vom Adler die Flügel zu borgen, geht auch nicht an. Aber in die Welt hinein w a n d e r n, das kann man, und wenn du willst, so nehme ich dich mit.“

„Nein!“ sagte Hans kurz.

„Wie öde,“ fuhr das Männchen fort, als hätte es das Nein gar nicht gehört, „ist es hier in den Bergen. Selbst dem Kauz ist es unheimlich, der des Nachts ruhelos in den Wäldern umherirrt und von Zeit zu Zeit seinen ängstlichen Ruf ertönen läßt. Und die Häuser, die da unten gleich

Schwalbennestern an den Bergen kleben, sind armselig genug. Kann die Hütte des Fischers am Schurzbach nicht jeden Augenblick einstürzen? Ächzt und stöhnt nicht das große morsche Rad in der elenden Mühle, daß es ganz schaurig ist? Schaut nicht selbst das Haus des reichen Schurzbachbauern altersschwach und elend aus?“

Hans sah auf das Männchen, und wenn er auch schwieg: im stillen mußte er dem Sprecher nur zu recht geben.

„Und ist es anderswo besser?“ fragte er nach einer Weile, „weit, weit weg?“

Der Kleine lachte.

„Hans,“ entgegnete er, „du thust mir leid. Willst du ewig in dem dummen Neste hocken bleiben? Kannst du im Ernste fragen, ob es draußen in der weiten Welt besser ist als hier? Ich sage dir: unbeschreiblich schön ist es dort, und wenn du einmal die glänzenden Städte und das ewige, unendliche Meer gesehen hast, da wirst du dich nimmer heimsehnen in die düsteren Berge. Paläste wirst du in den Städten sehen, daß du staunen wirst; und in den Kaufläden sollst du schauen, wovon du keine Ahnung hast. Komm mit, Hans Sausewind! Ich will dein Begleiter sein, und alles, was du wünschest, soll dir in Erfüllung gehen. Willst du in den Städten bleiben, so bleibe auch ich. Willst du in die Läden gehen und dir aussuchen — ich will es dir verschaffen. Willst du dir ein Haus bauen, schöner als alle anderen, ich will dir das Geld geben und will den Baumeister suchen, daß er schnell ans Werk gehe. Willst du nicht mehr gehen — den schön-

sten Wagen sollst du dein eigen nennen. Willst du hinaus aufs Meer — das beste Schiff sollst du erstehen."

Hans nickte freudig.

„Jawohl, ich gehe mit!" sagte er. „Wart' nur, gleich bin ich wieder da."

Schnell wollte er forteilen.

„Halt!" rief das Männchen. „Das nennst du mitgehen? Wo soll's denn hinaus?"

„Abschied will ich nehmen von meinem Mütterchen," erwiderte Hans; „gleich bin ich wieder da."

„Halt," wiederholte das Männchen, „das geht nicht! Willst du mit, so komme gleich; ziehst du es aber vor, noch lange Abschied zu nehmen, so bleibe hier."

„Ach!" sagte Hans kleinlaut, „mein Mütterchen würde sich ja zu Tode grämen, kehrte ich nimmer zu ihr zurück."

„Nimmer?" fragte der Kleine. „Wer sollte dir denn wehren, die Schritte heimwärts zu lenken, sobald es dir dort draußen nicht mehr gefällt? Niemand kann dich halten, und wenn du des Wanderns müde bist, dann kannst du die Heimat wieder aufsuchen und die deinen überraschen und erfreuen mit deiner Rückkehr."

„Kann ich?" fragte Hans überlegend.

„Zu jeder Zeit," lautete die Antwort, „nach Wochen, Monden, Jahren — wie du willst."

Einige Wochen, dachte Hans, könne er schon fortgehen; Monde oder Jahre würde er sicher nicht bleiben. Und wenn er dann die Welt gesehen und wieder daheim angelangt, dann würde er auch niemals mehr fortgehen wollen. Dann

würde er sein treues Mütterchen schon für den Kummer entschädigen und alles, alles thun, was er ihr nur an den Augen ablesen könnte. Er nickte.

„Ich gehe mit,“ sagte er.

Sofort erhob sich das Männchen, schnallte den Lederbeutel von seiner Seite los und reichte ihn seinem Begleiter.

„Nimm,“ sprach es, „es ist lauter Gold darin und mir zu schwer.“ —

Und rüstig schritten sie vorwärts. Der Kleine konnte schneller gehen, als Hans es gedacht; kaum vermochte er zu folgen.

„Wohin zunächst?“ fragte das Männchen.

„Nach der Stadt,“ entgegnete Hans, und das Herz klopfte ihm vor Freude darüber, daß er endlich das Ziel seiner heißen Wünsche erreichen sollte.

Steil führte der Weg bergauf. Dann bog das Männchen in einen engen Seitenpfad ein, der von so niedrigem Gebüsch umgeben war, daß Hans sich oft bücken mußte, um durchzuschlüpfen. Ein paarmal schlugen ihm die Zweige ins Gesicht, und er dachte, der Kleine könne gut eilen, der habe es bequem. Endlich wurde es wieder lichter, und der Weg führte unter hohen Tannen dahin. Kräftige, würzige Harzluft umwehte die Wanderer, das Schweigen des Waldes wurde kaum durch einen Laut unterbrochen. Auch das Männchen schwieg. Es eilte nur immer vorwärts. Einen zweiten Berg ging's hinauf und wieder hinunter. Stunden mochten schon verflossen sein.

Schon nahte der Abend. Ringsum war nichts zu sehen

als Wald, über den sich die ersten dämmernden Schatten breiteten. Hans wurde es warm, und ein bangendes Ahnen beschlich ihn. Wohin brachte ihn sein Begleiter? Plötzlich traten sie aus dem dichten Gehege auf einen Fahrweg hinaus, und ganz in der Nähe war ein Haus zu sehen. Der Weg zeigte tiefe Wagenspuren und war holprig zum Halsbrechen. Vorsichtig folgte Hans dem voranschreitenden Begleiter.

„Hier bleiben wir die Nacht," hörte er da diesen sagen, der geradeswegs auf das Haus zuging und mit seinem krummen Stab kräftig gegen die verschlossene Thür pochte. Hundegebell antwortete. Dann wurde die obere Hälfte der Thür geöffnet, und eine alte Frau sah forschend heraus.

„Was giebt's?" fragte sie unwirsch. „Ist das eine Art, die Ruhe zu stören?"

„Gemach," erwiderte der Kleine, „haben wir euch gestört, so nehmt's nicht übel. Zwei müde Wanderer bitten um ein Nachtquartier."

„Geht weiter," lautete die harte Antwort, „hier ist keine Herberge für hergelaufenes Volk, da könnte jeder kommen."

Damit schlug sie die Thür geräuschvoll zu, und die Wanderer standen wieder allein und sahen sich fragend an.

Das fängt gut an, dachte Hans.

„So leicht lassen wir uns nicht abfinden," sagte das Männchen, nahm den Stock und pochte von neuem.

Neues Hundegebell war die Antwort. Die Thür wurde wieder geöffnet.

„Wollt ihr euch gleich weiter scheren!" schalt die

Frau zornig. „Oder soll ich die Hunde loslassen, daß sie euch den Weg zeigen?“

„Liebe Frau,“ fiel der Kleine ein, „ihr mögt uns ruhig behalten; wir sind weder hergelaufenes Volk, noch wollen wir die Herberge umsonst. Hier,“ er zog ein blankes Goldstück hervor, — „seid ihr damit zufrieden?“

Die Alte prüfte mißtrauisch das Geldstück. Aber nach einer Weile sagte sie, noch immer mürrisch:

„Nun, es mag sein; aber morgen in der Frühe müßt ihr sehen, daß ihr weiter kommt.“

Sie ließ die Fremden ein und führte sie in ein Zimmer. Das ist aber dürftig! — dachte Hans und sah auf die leeren Wände und die schmutzigen Geräte. Die Alte brachte ein karges Essen. Das Brot war alt und hart. Hans war hungrig und aß. Im stillen dachte er: wie viel besser schmeckt es bei der Mutter. Und daheim hatte er Milch getrunken: hier gab's Wasser.

Sie gingen zur Ruhe. Hans dachte an das gute Bett daheim. Auf seiner Reise in die Welt mußte er auf Stroh schlafen.

Früh am anderen Morgen ging's weiter. Und wieder führte der Weg über Berge und durch Thäler; nur selten wurde in einem abgelegenen Wirtshause kurze Rast gehalten.

Geduldig folgte Hans dem Männchen, und als sie gegen Abend auf einer freien Höhe anlangten und am Fuße des Berges ein Meer von Häusern ausgebreitet sahen, da jubelte er: „Die Stadt, die große Stadt!“

Entzückt blickte er auf das Häusermeer hinab, staunend



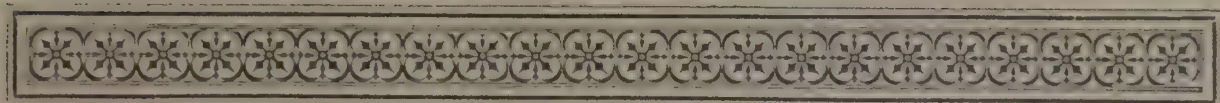
zählte er die vielen Türme der Kirchen, — bewundernd hing sein Auge an dem ganzen ungeahnten, gewaltigen Bilde!

Er stand in Schauen versunken, und als sein Begleiter weiter wollte, da mußte er ihn mehrfach mahnen, ehe Hans sich von dem fesselnden Bilde trennen konnte.

Und wie staunte er erst, als sie in der Stadt selbst angelangt waren!

Er konnte sich nicht satt sehen an den prächtigen Häusern mit den unzähligen hohen, blinkenden Fenstern. Er sah jeder vorüberrollenden Kutsche nach, musterte ehrfurchtsvoll die Dienstmänner mit den glänzenden Schildern an den Mützen, fand die blanken Knöpfe an den Uniformen der Soldaten herrlich schön und wagte kaum, zu den geputzten Damen aufzusehen. Vor jedem Laden blieb er bewundernd stehen und sah durch die hohen, spiegelblanken Fenster in das Innere. Alles schien ihm unaussprechlich herrlich: der bunte Tand im Spielwarenladen und die kostbaren, funkelnden Schätze der Goldarbeiter, die ausgestellten Bilder in strotzenden Goldrahmen und die duftlosen, grellen Blumen im Modegeschäft; er bewunderte das ausgestellte Schuhwerk und die Erzeugnisse des Bäckermeisters, hielt ausgelegte bunte Seidenbänder für die prächtigsten Schmuckstücke und alle möglichen unnützen Dinge für unerschwingliche Kostbarkeiten.

Und als gar erst die Nacht hereingebrochen war und die Stadt in einem Meere von Licht erstrahlte, da blickte er ganz verzückt aus den Fenstern des großen Gasthofes, in welchem sein Begleiter und er Quartier genommen hatten, und konnte des Bewunderns kein Ende finden.



„Dank euch!“ sagte er zu dem Männchen und suchte dessen Hand zu fassen und warm zu drücken. „O, ohne euch hätte ich alles dieses Herrliche nicht kennen gelernt, wäre ich noch daheim in den finsteren Bergen, die ich wohl nie, nie hätte verlassen können! Von Herzen dank ich euch!“

Das Männchen nickte. Es saß auf einem der weichen Stühle, in dessen Polstern es fast versank, und hatte die Arme über der Brust gekreuzt. Von Zeit zu Zeit löste es sie, strich den weißen Bart und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Es nickte noch einmal und sagte freundlich:

„Nicht wahr, das hättest du dir nicht träumen lassen, daß es so schön sein könnte hier draußen in der weiten Welt? Aber vergiß auch nicht, Hans, was ich dir gesagt habe: ich will dir all das Herrliche nicht bloß zeigen, du sollst es auch dein eigen nennen können. Was du auch begehren mögest: jeder Wunsch soll dir in Erfüllung gehen. Such' dir morgen aus in den Läden, was du brauchen kannst, und kein Preis soll mir zu hoch sein; sieh dich um auf den Straßen, und was dir gefällt, das melde mir flugs: ich werde es erstehen, sobald ich deinen Wunsch nur kenne.“

„Wie?“ fragte Hans, und es schien, als ob er zweifelte, recht gehört zu haben. „Alles, alles soll ich haben, was ich wünschen möchte?“

„Alles!“ bestätigte das Männchen.

Und dann gingen sie schlafen.

Lange noch lag Hans mit wachen Augen und überlegte alles, was er in der kurzen Zeit erlebt hatte. Immer

wieder kehrten seine Gedanken zu den glänzenden Läden zurück, und er sann vergeblich nach, was von all dem Herrlichen, das er gesehen, er sich zuerst wünschen sollte. Etwa eins der funkelnden Prachtstücke aus einem der Goldwarenläden? Eins der großen Bilder in glänzenden Rahmen? Oder von den köstlichen bunten Seidenstoffen, die er gesehen hatte? Oder aber — und das Herz klopfte ihm vor Freude — ein Paar der glänzend schwarzen Stiefel mit den langen, blanken Schäften, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten?

Bald tanzte alles in buntem Wirrwarr durch seine Sinne. Er war eingeschlafen und träumte von allem Möglichen. Er wollte ein Paar schöne Stiefel anziehen und konnte nicht hinein, denn aus dem Schafte glänzte ihm ein großer silberner Pokal entgegen. Er wollte eines der zuckerbestreuten Brote essen und brachte den Mund nicht auf, weil eine der feinen Damen von den großen Bildern die Hand darauf gelegt hatte und ihn am Essen verhinderte. Er wollte sich eine Reitpeitsche mit schönem silbernen Knopfe wünschen und konnte nicht sprechen, weil er an einem mächtigen Stück Kuchen kaute; und er wollte ein Staatskleid für sein Mütterchen kaufen und konnte nicht ausgehen, weil er — keine Stiefel hatte!

Es war ihm ganz wirbelig zu Sinne, als er spät am anderen Morgen aufwachte, und verwirrt, verwundert rieb er sich die Augen. Welche Pracht umgab ihn! Die roten, weichgepolsterten Sessel — ein mit reichen Schnitzereien versehener zierlicher Schreibtisch — vergilbte, in halberblindeten Rahmen an den Wänden hängende alte Kupfer-

stiche — ein vielarmiger, vergoldeter Kronleuchter, der in der Mitte des Zimmers von der Decke herabhing — ein mächtiger Spiegel, der vom Fußboden bis zur Decke reichte — das alles erschien Hans als etwas unendlich Kostbares und Vornehmes.

Er erhob sich und suchte nach seinen Kleidern. Sie waren nicht da.

„Guten Morgen, Hans Sausewind!“ grüßte da das Männchen von der Thüre her, durch die es eben eingetreten war, und nickte Hans vergnügt zu. „Du bist ein rechter Langschläfer,“ fuhr es fort. „Nun aber flink in die Kleider! Dann gehen wir aus und kaufen ein. Während du noch schliefst, war ich schon zweimal fort .... Hm, suchst du etwas?“

„Meine Kleider, wo — sind sie?“ stotterte Hans.

„Haha!“ lachte das Männchen. „Die alten Sachen ziehen wir nicht wieder an ... Hier, mein Sohn! das legst du an! Ich denke, so wird es dir gefallen!“

Er reichte Hans ganz neue, städtische Kleider und — dieser erglühte vor Freude — ein Paar glänzend schwarze Stiefel, gerade so, wie er sie sich gewünscht hatte!

Hastig kleidete er sich an, und als er vor den Spiegel trat, da fuhr er beinahe erschrocken zurück. Aber dann reckte er sich stolz, ging vor dem Spiegel hin und her und freute sich, wenn er die Stiefel in dem blinkenden Glase blitzen sah.

Ein Kellner brachte den Morgenimbiß und Hans, der eben vor dem vornehm schwarz gekleideten Herrn ausweichen

wollte, besann sich noch zur rechten Zeit, daß sich das für ihn nicht schicke. Das war doch ein Diener, und er war ein wirklicher Herr, jawohl, dem alles, was er sich nur wünschen mochte, in Erfüllung gehen sollte!

„So,“ sagte das Männchen, als Hans gegessen hatte, „jetzt wollen wir ausgehen und suchen, daß wir ein Heim finden. Im Gasthofe zu leben, ist nicht das Rechte, darum soll es unsere erste Aufgabe sein, ein eigenes Heim zu erwerben.“

„Ein ganzes Haus?“ fragte Hans zweifelnd.

„Freilich!“ entgegnete der Kleine. „Und schön und vornehm muß es sein.“

Sie wanderten durch viele Straßen der Stadt und schauten prüfend nach rechts und links. Gar manches Haus war da, das Hans gefiel; aber immer war es dem Männchen nicht gut genug.

„Wie wäre es mit diesem hier?“ fragte Hans und deutete auf ein viele Stockwerke hohes Gebäude, in welchem sich unten ein großer Kaufladen mit Gold- und Silberwaren befand.

„Das ist nichts,“ antwortete der Kleine, „es ist alt und schlecht eingerichtet.“

„Aber dieses hier?“

Hans deutete auf ein ganz neues Haus, das mit einer frisch vergoldeten, glänzenden Krone geschmückt war. „Das ist ein Gasthof,“ lautete die Antwort, „darin sind alle Zimmer so klein wie Vogelkäfige und die Wände so dünn, daß man keinen Nagel hineinschlagen kann, ohne daß er auf der anderen Seite wieder herausguckt.“

„Aber dies hier?“ fragte Hans nach einer Weile wieder.

Das Haus lag just an einer Ecke, wo zwei breite Straßen sich kreuzten. Zahllose Wagen jagten und rasselten hin und her; die Fußgänger, welche von einer Seite der Straße zur anderen wollten, hatten Mühe, nur immer auszubiegen.

„Nein, das gewiß nicht,“ sagte das Männchen entschieden. „Sollten wir uns denn die Ohren verstopfen vor all dem wüsten Lärm?“

Hans nickte zustimmend. Das Gedränge war arg.

Es ging weiter, straßauf, straßab. Noch manches Haus gefiel Hans, aber er sagte nichts, weil er fürchtete, doch wieder nicht den Beifall seines Begleiters zu finden.

Eine Stunde mochte schon vergangen sein, als sie endlich in ruhigere Gegenden gelangten.

Ein großes Haus mit spiegelnden Fenstern fiel Hans auf. An den Seiten waren große, freie Plätze mit allerlei wunderlichen Geräten, deren Zweck schwer zu erraten war. Kinder tummelten sich auf den Plätzen, kletterten an den Leitern und Stangen empor, liefen auf den Querbalken, sprangen über ausgespannte Seile, gingen auf den Händen und schossen im weichen Sande kopfüber.

„Das ist eine Schule,“ erklärte das Männchen, als es bemerkte, daß sein Genosse dem bunten Treiben verwundert zuschaute.

Noch zwei Straßen weiter — und sie standen plötzlich an einem breiten Flusse. Segelschiffe zogen langsam dahin, und flinke Dampfer eilten zwischen ihnen durch. Jenseit

des Flusses schimmerten aus dunklem Grün lichte Häuser, und der Anblick dünkte Hans ein feenhafter. Ach, dort muß es schön sein! dachte er und erschrak fast, als das Männchen sagte:

„Siehst du die herrlichen Gärten und Häuser drüben am Ufer des Flusses? Dorthin lassen wir uns übersetzen, und dort werden wir auch finden, was wir suchen. — Heda!“ rief er einen Schiffer an, „lenkt einmal euer Boot hier an den Steg und bringt uns hinüber nach dem jenseitigen Ufer!“

Der Schiffer ruderte gehorsam heran und nahm die beiden Passagiere auf.

„Seht ihr das Haus dort drüben, wo die breite Treppe bis an den Fluß hinabgeht?“ fragte der Kleine.

„Wo der Springbrunnen ist und die Pappeln emporragen?“ lautete die Gegenfrage. „Ei gewiß! Dort wollt ihr landen?“

„So ist es.“

Der Schiffer wandte das Boot und setzte die Ruder ein. Pfeilschnell schoß das Boot dahin, und nach weniger als einer Viertelstunde war es am Ziele angelangt. Der Schiffer wurde abgelohnt und fuhr zurück.

Die beiden Fremden standen am Fuße der Treppe und schauten hinauf. Eine Gruppe dunkler Pappeln ragte hoch empor; ein Springbrunnen warf seinen glitzernden Wasserstrahl in die Luft; in schimmernder Helle grüßte zwischen den Bäumen hindurch ein schönes Haus — so schön, dachte Hans, wie er es noch nie gesehen.



„Gefällt es dir?“ forschte sein Begleiter.

„Wie könnt ihr fragen!“ erwiderte Hans, und seine Augen strahlten.

„So wollen wir es kaufen,“ entschied der Kleine.

„Siehst du den Herrn und die Dame dort auf der Treppe? Ihnen wird's gehören."

Der Kleine schritt voran, und Hans folgte mit klopfendem Herzen. Die werden sich hüten, das schöne Haus zu verkaufen, dachte er. Aber er täuschte sich. Das Männchen sprach mit dem vornehmen Herrn, große Zahlen wurden genannt. Dann schüttelte der Herr dem Männchen die Hand, sie gingen an dem Springbrunnen vorüber, eine zweite, breite Treppe hinauf und traten unter den Balkon. Papier und Tinte und Feder wurden herbeigebracht. Der Herr schrieb auf einen großen Bogen, setzte seinen Namen unter das Schriftstück und reichte die Feder dem Kleinen, der mit großen ungelenken Buchstaben seinen Namen gleichfalls darunter malte. Dann verbeugte sich der Herr und verabschiedete sich.

„Abgemacht!" rief der Kleine Hans zu. „Jetzt sind wir zu Haus. Komm, Hans, und mache es dir bequem. — Siehst du das Schriftstück hier? Das ist der Kaufvertrag. Nimm ihn an dich und verwahre ihn. Ich schenke dir das Haus und mache mir nur aus, daß du es nie verläßt, um in die Heimat zurückzukehren, und daß ich bei dir wohnen kann, solange es mir gefällt."

Hans zögerte. Das Männchen aber faltete das Papier zusammen und reichte es ihm.

„Darf ich es denn annehmen?" fragte Hans.

„Unsinn!" entgegnete der Kleine. „Bist du etwa seit gestern taub, daß du nicht gehört haben solltest, was ich dir eben sagte? Steck' es ein! Ich verlange es nur dann

zurück, wenn dir einmal einfallen sollte, mich schmählich zu verlassen."

„O, niemals!" versicherte Hans warm. „Immer werde ich bei euch bleiben, und immer will ich euch dankbar sein ..."

Er wurde rot. Wollte er so des treuen Mütterchens daheim vergessen? Hatte er sich nicht vorgenommen, nach einigen Wochen in die Heimat zurückzukehren? Nein, dachte er, das geht nicht. Aber wenn längere Zeit vergangen ist, dann fahre ich heim und hole mein Mütterchen her, daß sie sich mit mir freue. Zwar — er glaubte selbst nicht recht, daß der Kleine ihm das gestatten würde; aber man konnte es nicht wissen. Es war doch möglich — — — und es war so schön, daß er sich damit trösten konnte ....

Als es Nachmittag geworden war, hatten die Herrschaften ihr bisheriges Besitztum verlassen, und Hans war nun der alleinige Eigentümer desselben. Aber in das Innere war er noch nicht gelangt. Er lustwandelte in dem schönen Garten und saß unter dem Balkon im bequemen Schaukelstuhl. Sein Begleiter war drinnen und überwachte das Ordnen in den Zimmern. Hans vernahm von innen allerlei Geräusch, hörte hämmern, Möbel rücken, laute Befehle erteilen; Wagen fuhren an der Villa vor, mit schweren Kisten beladen, und leer rollten sie wieder von dannen. Endlich wurde es ruhig drinnen, das Männchen trat heraus, ließ sich ermüdet nieder und sagte:

„So, mein Freund, jetzt ist alles in Ordnung. Ich will nun ausruhen, und du magst hineingehen und dir dein neues Heim besehen. Möge alles deinen Beifall finden!"

Hans eilte hinein, und als er alle die Pracht sah, da stockte ihm fast der Atem.

Schon das Treppenhaus war köstlich geschmückt. Das Geländer der Treppe war von glänzend schwarzem Marmor, über die Stufen zog sich ein breiter, weicher Teppich, der die Schritte unhörbar machte. In den Nischen der kunstvoll getäfelten Wände standen blendend weiße Figuren, und von der Decke grüßten farbensatte Gemälde. Die hohen Fenster waren spiegelblank, die Thüren mit reichem Schnitzwerk und kostbaren Beschlägen geziert.

Alle Zimmer waren gleichfalls ganz mit Teppichen ausgelegt. Kaum wagte Hans hineinzugehen. Kostbare Möbel standen umher. Eine mächtige Uhr mit kunstvollem, bronzenem Gehäuse erschien ihm wie von eitel Gold. Fast unheimlich laut schlug ihr regelmäßiges, einförmiges Ticktack an das Ohr des staunenden Besitzers.

Er trat an eines der mit schweren Vorhängen versehenen Fenster, und sein entzückter Blick glitt über den Fluß hinweg auf die unabsehbar sich ausbreitende Stadt.

Immer Neues gab es in dem Hause zu sehen. In einem großen, hellen Zimmer waren alle Wände rings mit hohen, büchergefüllten Schränken besetzt. Auf dem langen, mit grüner Decke überzogenen Tisch lagen Bücher in prächtigen Einbänden; das mächtige Schreibgeschirr mochte von reinem Golde sein.

Als Stunden vergangen waren und Hans wieder unter dem Balkon erschien, deckten eben zwei Diener den Tisch für das Abendbrot. Was für prächtige Kleider sie trugen!



Blaue Röcke mit silbernen Knöpfen und Aufschlägen! ... Hans empfand einen ordentlichen Respekt vor den beiden und wich ihnen scheu aus.

„Das ist von jetzt an euer Herr!“ sagte da das Männchen, und die beiden Diener verneigten sich tief.

Ob sie nicht sprechen können? dachte Hans, denn sie sagten kein Wort, auch den Abend nicht. Stumm trugen sie die Speisen auf, stumm warteten sie auf die Befehle des Männchens, schweigend wurden diese ausgeführt.

Die beiden Diener behagten ihrem jungen Herrn durchaus nicht, und er nahm sich fest vor, sie fortzuschicken, sobald nur erst sein Mütterchen bei ihm wäre.

Ach ja, sein Mütterchen! An die dachte er mit Wehmut und heimlicher Freude, als er spät in dem weichen Himmelbette lag und sich ausmalte, wie er sie holen wollte, und wie sie sich freuen würde über all die ihn umgebende Pracht. In dem Garten wollte er sie umherführen, die Zimmer, die Säle ihr zeigen, und in dem schönsten Zimmer im ganzen Hause sollte sie selbst wohnen.

Um sie zu holen, überlegte er, brauche er einen Wagen, da sie den weiten Weg nicht zu Fuß zurücklegen konnte, wie er es gethan. Woher aber einen Wagen nehmen? Aha! das Männchen hatte gesagt, er brauche nur zu wünschen, und sein Begehren solle sofort erfüllt werden. Ja, da wollte er einen Wagen wünschen mit zwei flinken Pferden davor!

Selig entschlummerte er, und als er am anderen Morgen dem Kleinen gegenübersaß, da nahm er sich vor, ihm gleich seinen Plan mitzuteilen.



„Wißt ihr, was ich haben möchte?“ fing er an.

„Sprich es nur aus,“ erwiderte der Angeredete.

„Einen Wagen.“

Der Kleine nickte.

„Und zwei Pferde.“

Der Kleine drückte auf eine Glocke und gab, als ein Diener erschien, ihm den Befehl, sofort das Gewünschte herbeizuschaffen.

Als Hans sah, wie bereitwillig sein Wunsch erfüllt wurde, gewann er Mut und dachte, es wäre vielleicht das Beste, seinem Begleiter jetzt gleich seinen ganzen Plan mitzuteilen.

„Dann möchte ich ausfahren,“ fing er wieder an.

„Ganz, wie es dir beliebt,“ sagte das Männchen freundlich.

„Und weit, weit weg,“ fuhr er fort.

„Wohin?“ fragte der Kleine.

„Mein — Mütterchen — holen!“ sagte Hans leise.

„Was?“ rief das Männchen zornig und fuhr von seinem Sitze auf. „Das duld' ich nicht! Mit mir bist du gegangen, und bei mir allein bleibst du. Nie wieder will ich etwas Ähnliches von dir hören.“

Hans war ganz bestürzt. Ach, dachte er, dann ist es hier gar nicht mehr so schön. Was nützt mir denn all der Reichtum, wenn mein Mütterchen ihn nicht mit mir teilen kann? Er eilte in den Garten hinaus, um seine Thränen vor dem Kleinen zu verbergen, und sank vor einer Bank in die Knie. Er stützte den brennenden Kopf in die Hände und weinte bitterlich — und seine Augen waren noch ganz

rot, als er nach langer Zeit zu dem Männchen zurückkehrte und dieses ihn mit dem Rufe begrüßte:

„Hans, der Wagen ist da. Komm, wir fahren aus.“

Stumm stieg er mit hinein, stumm lehnte er in den federnden Polstern. Seine Blicke schweiften über die Menschen, und doch sah er kaum einen von ihnen an. Er blickte auf die Läden, die ihn vorher entzückt hatten, und wandte das Auge gleichgültig wieder ab. Sein Begleiter fragte ihn nach seinen Wünschen, und er schüttelte stumm den Kopf. Konnte ihm der eine Wunsch nicht erfüllt werden: andere hatte er nicht.

Je mehr Tage vergingen, um so stiller wurde Hans. Seine sonst so roten Wangen wurden bleich, seine früher so leuchtenden Augen matt und traurig. Still ging er im Hause und im Garten umher, müde saß er auf den Bänken im Schatten der Bäume, wie ein Träumender stieg er die Treppen, die zum Flusse führten, auf und ab. Hin und wieder stand er an dem Springbrunnen still und sah auf die zierlichen Goldfische, die in dem klaren Wasser umherschwammen; aber bald schritt er wieder weiter und dachte, wie die Goldfische in dem kleinen Bassin, so sei er gefangen in dem stattlichen Hause. Alles wurde ihm zu eng: das Haus, der Garten. Daheim hatte er doch auf die Berge steigen können und hinunter ins Schurzthal, an die Mühle und an die Kirche, zum Mühlknecht, zum Krämer und zum Schurzbachbauern! . . .

Eine Nacht, als ein Gewitter über der Stadt sich entlud, konnte er keine Minute schlafen. Bei jedem Donner-

schlage dachte er ans Elternhaus; bei jedem Blitze sah er das helle vielstöckige Haus, darin seine Mutter auf den Knieen liegen und um ihren einzigen Sohn weinen mochte. Er malte sich aus, was sie über sein Verschwinden denken mußte. Hielt sie ihn für verunglückt? Hatte sie in den Bergen nach ihm gesucht?

Der kalte Schweiß perlte ihm von der Stirn.

Als der Tag hereinbrach, trat er vor das Männchen und sagte entschlossen:

„Hier bleib' ich nimmermehr! Ihr habt mir versprochen, meine Wünsche zu erfüllen: so laßt mich fort von hier!“

Ohne weiteres und freundlich entgegnete der Kleine:

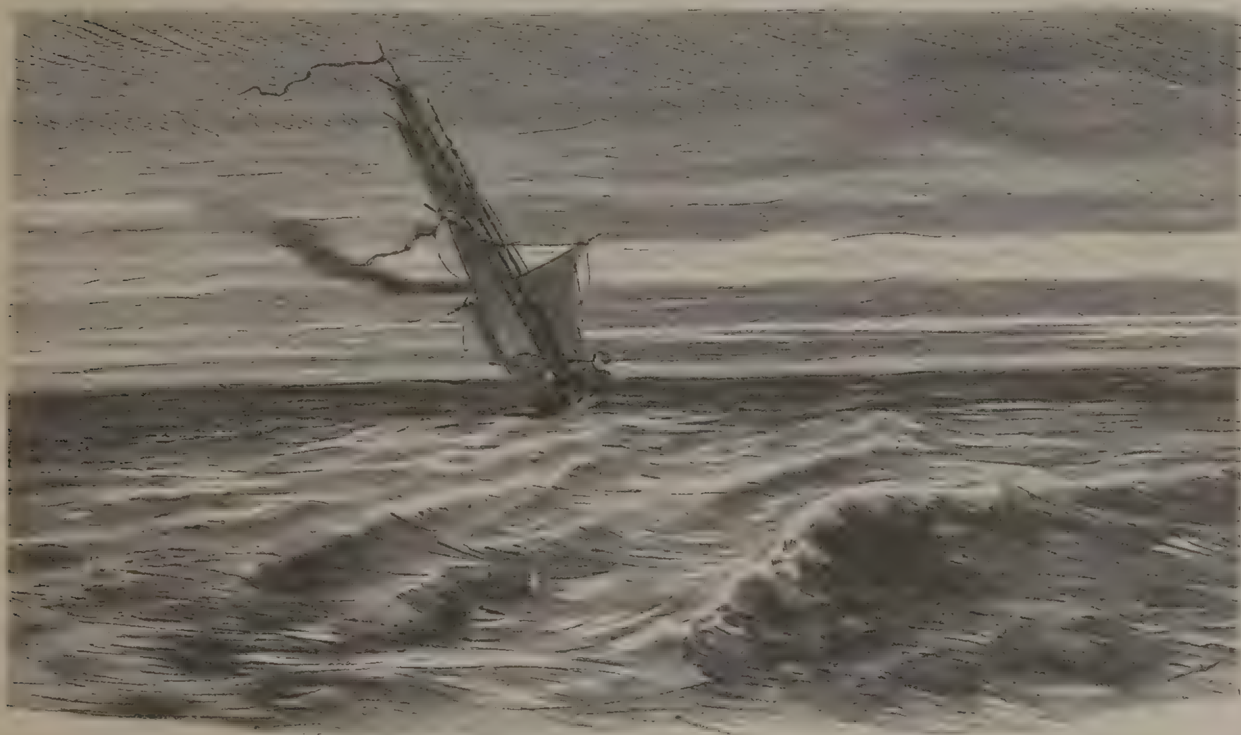
„Ich habe dir versprochen, dir die Welt zu zeigen, und mein Wort halte ich. Die Stadt hast du gesehen. Gut, wir lassen das Haus in der Obhut der Diener und ziehen weiter. Unsäglich erhaben ist das Meer; es wird deine kranke Seele heilen und dich davor bewahren, mir das, was ich für dich gethan, mit Undank zu lohnen. Wohlan, Hans, so mache dich bereit: ein Schiff liegt unten an der Treppe, das uns in wenigen Stunden den Fluß hinab aufs offene Meer hinausführen soll. Jetzt gehe umher und suche dir aus, was du mitnehmen willst. Oder wollen wir bald hierher zurückkehren? . . .“

Hans schritt durch die Zimmer und musterte alles. Aber nichts von all dem Tand mochte er an sich nehmen; nichts schien ihm passend für die Heimat, und nur an diese dachte er noch.

An der Treppe lag das Schiff bereit, ein kleiner Segel=

dampfer. Der Kleine war schon an Bord und wunderte sich, als er Hans mit leeren Händen kommen sah. Aber er sagte nichts und gab nur, als Hans das Schiff betreten hatte, dem Führer desselben einen Wink, sogleich abzufahren.

An Dörfern und Städten gings vorüber, den Fluß hinunter. Aber nicht in wenigen Stunden erreichten sie das Meer, wie das Männchen verheißen hatte. Spät am Nach-



mittag schon war es, als sie den Fluß verließen und hinausdampften in die unendliche See, und der Abend brach herein, als sie so weit vom Lande entfernt waren, daß kaum noch die Umrisse desselben sich erkennen ließen. Die Sonne ging im fernen Westen unter und verklärte das Meer mit goldigem Schein, und die Wolken am Horizont leuchteten in glühendem Purpur.

Aber Hans hatte kein Auge dafür. Ihm war das

Rauschen der Wogen unheimlich und von dem Schaukeln des Schiffes wurde ihm übel.

„Wir wollen umkehren!“ sagte er zu dem Männchen, und dieses gab mit heimlichem Lächeln sofort den entsprechenden Befehl. In großem Bogen wandte sich das Schiff und segelte heimwärts. Bei völliger Dunkelheit langte es in dem Flusse an und Mitternacht mochte bereits vorüber sein, als es wieder an der Treppe der Villa anlegte und seine Passagiere aussteigen ließ.

Hans eilte in sein Zimmer und warf sich angekleidet aufs Bett. Die Schläfen hämmerten ihm, und die Augen brannten heiß. Hätte er doch nie das Männchen getroffen, wäre er doch nie von seiner Heimat fortgegangen! Plötzlich richtete er sich auf. Konnte er denn nicht wieder heim? War er für immer an den Kleinen gebunden? O nein! Heim konnte er, heim wollte er! Der Kleine mochte in der glänzenden Villa bleiben, ihn sollte nichts mehr dort halten.

Er sprang aus dem Bette und wanderte ruhelos umher. Er zählte die Glockenschläge von den Türmen und rechnete aus, wann endlich es Tag werden müsse. Eine Ewigkeit schien ihm die Nacht zu dauern. Unheimlich blitzten im fahlen Mondlicht die Spiegel und die vergoldeten Rahmen. Unendlich öde schien es ihm in der glanzvollen Umgebung.

Dann brach der Morgen an. Die Bäume auf den fernen Bergen wurden zuerst von den Strahlen der Sonne getroffen und verklärt, und dann flutete goldiges Licht bald auch rings über die Stadt.

Hans nahm den Kaufvertrag aus seiner Tasche und trat vor das Männchen.

„Hier!“ sagte er. „Nehmt ihn zurück. Ich trage kein Verlangen mehr nach eurem Reichtum, und von der Welt hab' ich genug gesehen. Daheim ist mein Mütterchen — zu ihr kehre ich zurück!“

Das Männchen lachte höhnisch.

„Hans Sausewind,“ sprach es mit vor Zorn bebender Stimme, „so geh' aus meinen Augen, du Undankbarer!“

„Ich bin nicht undankbar,“ entgegnete Hans fest. „Wenn ich es aber je war, so war ich es gegen meine Mutter, die mich gepflegt hat von Jugend auf, und der ich unsäglichen Kummer bereitet habe, statt Freude.“

Die Stimme versagte ihm, er wandte sich ab, warf das Papier auf den Tisch und stürmte fort . . .

Und nun begann eine lange, mühevolle Wanderung für ihn. Viele Tage war er unterwegs, und immer noch langte er nicht in der Heimat an. Aber unverdrossen schritt er vorwärts.

Eines Abends kam er in eine Mühle und bat um ein Nachtquartier. Sofort wurde es ihm von den freundlichen Müllersleuten gewährt, und als die Frau seine bestäubte und vielfach beschädigte Kleidung sah, fragte sie ihn teilnehmend:

„Du kommst wohl schon weit her?“

„Von der großen Stadt,“ sagte Hans. „Und in die Heimat will ich.“

„So? Wo ist denn deine Heimat?“

„Im Schurzthal,“ entgegnete er.

„Im Schurzthal?“ rief die Müllersfrau überrascht. „Ei, das sind nur noch drei oder vier Stunden von hier, da wirst du morgen bald zur Stelle sein.“

Sie brachte Hans ein einfaches Abendbrot, aber er konnte nicht essen vor Freude. Bald ging er zur Ruhe und schlief bis zum anderen Morgen. Dann aber nahm er herzlich Abschied von den freundlichen Müllersleuten und eilte der Heimat zu.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, da langte er auf der Höhe eines Berges an und breitete jubelnd die Arme aus, denn vor ihm lag die teure Heimat! Er stand auf derselben Stelle, wo er das Männchen getroffen, und sank mit gefalteten Händen in die Knie.

„O, mein Mütterchen!“ schluchzte er, „bin ich es denn wert, daß du mich wieder in die Arme schließest? Habe ich nicht eine große, große Schuld auf mich geladen und deine treue Liebe verscherzt für immer? Ach nein, vergieb, vergieb!“

Er wankte weiter, und das Herz klopfte ihm zum Zerspringen.

Da war das elterliche Haus, hell schimmerte sein Giebel ins Thal hinaus, unendlich friedvoll lag es da.

Langsam näherte sich Hans; er mußte sich auf seinen Stab stützen, um nicht umzusinken.

Ihn schwindelte, als er die Thür öffnete. Auf dem Flur war alles still. Er schritt auf ein Zimmer zu, in dem sonst immer seine Mutter geweilt hatte. Und da saß sie weinend.

„Mutter!“ schrie Hans, „Mutter, ach vergieb!“

Und mit einem Jubellaut schloß ihn die Mutter in die Arme und herzte und küßte ihn.

„Hans, mein lieber Hans!“ rief sie mit vor Freude halb erstickter Stimme.

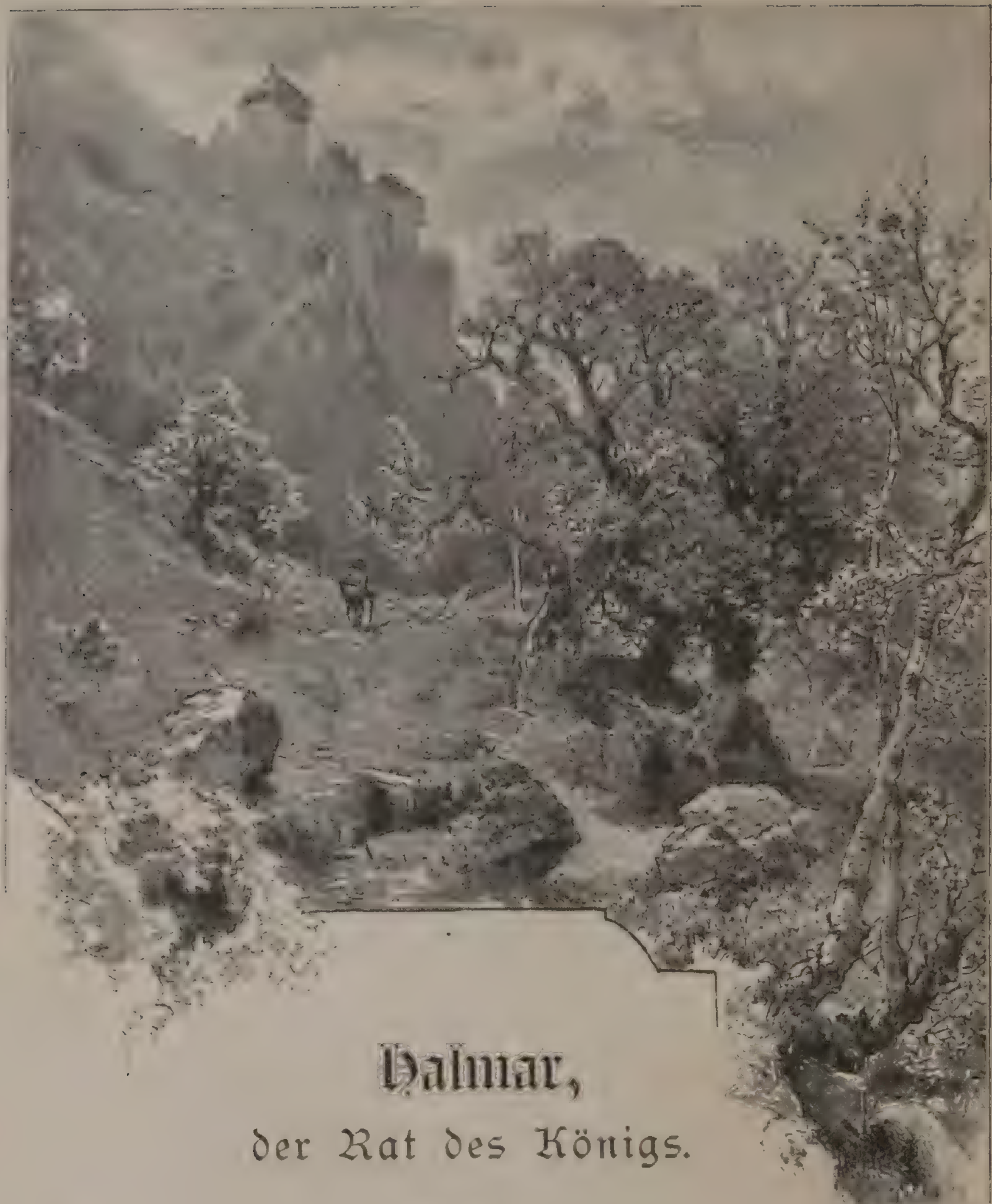
„Mutter,“ sagte Hans schluchzend, „ich bin nicht wert, daß du mich noch lieb hast, ich habe dich verlassen, dich und die Heimat, und bin hinausgegangen in die Fremde. Ach, vergieb mir, wenn du kannst, und nie mehr will ich dich betrüben!“

„Vergeben, vergessen soll alles sein!“ antwortete die Mutter, vor unendlicher Freude weinend. —

Und vergeben, vergessen war alles. Die Freude kehrte wieder ein in das vom Kummer erschütterte Haus, und Hans war zufrieden und glücklich. Nie mehr sehnte er sich in die große, weite Welt — und das kalte, glanzvolle Haus in der Stadt vergaß er bald in dem schönen grünen Walde daheim. Da gab es nichts von all dem flimmernden Tand; aber in den Ästen sangen die Vögel, auf den grasigen Hängen der Berge äste das Wild, und im Thale unten wohnten schlichte, freundliche, glückliche Menschen! . . .

Das graue Männchen sah er niemals wieder. Es sollte aber noch lange Zeit nachher, als Hans längst kein Sausewind mehr war, in dem großen Hause in der Stadt wohnen.





Halmar,

der Rat des Königs.

Der König schritt im hohen Saale des Schlosses auf und ab. Seine Stirne zeigte tiefe Falten, in seinen Augen glühte es düster.

„Rufe meine Räte," befahl er einem Diener, „und auch zu Halmar schicke hin!"

Der Diener entfernte sich rasch, um den erhaltenen Befehl auszuführen, und bald waren alle Räte im Schloß und warteten des Rufes, der sie vor den König führen



sollte. Nur Halmar fehlte noch. Das Schloß lag auf hohem Berge und Halmars bescheidenes Haus am Fuße desselben. So mußte er einen weiten und beschwerlichen Weg zurücklegen, ehe er vor seinem Herrn erscheinen konnte. Dazu war er alt und die Bürde der Jahre verlangsamte seine Schritte.

Kopfschüttelnd hatte er den Befehl des mächtigen Herrschers vernommen, und als er jetzt den steilen Pfad hinanstieg, um auf dem nächsten Wege zum Schlosse zu gelangen, da dachte er vergebens nach, warum der König wohl nach ihm verlange.

Kaum eine Woche erst war es her, als er von seinem Herrn in höchster Ungnade entlassen worden war und der König ihm gesagt hatte: „Gehe, Halmar, das Alter trübt deinen Blick; du siehst nicht die Pracht, die mich umgiebt, erkennst nicht die Macht, die in meiner Hand liegt. Die Pracht ist das Glück, und die Macht verbürgt seine Dauer. Schweig' und geh', und wenn du deines Königs gedenkst, so erinnere dich, daß er deiner fortan nicht mehr bedarf."

Ja, das waren seine Worte gewesen. Und heute nahm er sie zurück? Heute ließ er den verschmähten Diener wieder vor sich rufen?

Halmar schüttelte das ehrwürdige, von weißem Haar bedeckte Haupt und hielt einen Augenblick auf dem beschwerlichen Gange inne. Dann schritt er wieder bergan und es dauerte nicht lange, da sah er durch die spärlichen Wipfel der uralten Tannen und Laubblumen, welche den Schloß



berg und die Berge viele Meilen in der Runde bedeckten, die Türme des Königsschlosses schimmern. Bald trat er in die hohen Hallen ein, die Schloßdiener machten ehrerbietig Front, und die versammelten Räte grüßten ihn mit hoher Achtung. Nur einer rührte sich nicht von seinem Platze, ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund, und als Halmar in seine Nähe kam, da wandte er sich ab, trat an eines der mächtigen Bogenfenster und blickte über Berge und Thäler hinaus in die Ferne. Das war Hagen, der jüngste der Räte und der Günstling des Königs.

Nach wenigen Minuten schon, als Halmar in das Schloß getreten war, überbrachte ein Diener den Befehl des Königs, in den Thronsaal einzutreten; die Flügelthüren wurden geräuschlos geöffnet, und alle schritten in die Nähe des Thrones, verneigten sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrscher und warteten auf seine Anrede.

„Halmar," sprach der König, „du hast meinem Hause und mir viele Jahre treu gedient und dein Rat ist mir allezeit so teuer gewesen, daß ich ihn ungern missen möchte. Du bist in meinem und meiner Vorfahren Dienst in Ehren grau geworden, und ich habe dir manches zugute gehalten, was ich keinem außer dir nachgesehen hätte. Aber du hast meine Gnade hart geprüft, und ein unbedachtes Wort hat dir meinen Unwillen zugezogen. Wohlan nun, Halmar, hast du dich geirrt, und nimmst du jetzt zurück, was du vor einer Woche Frist zu sagen dich erkühnt? Nimm es zurück, und meine königliche Huld soll wieder mit dir sein, wie sie es stets gewesen ist. Mit Ehren will ich dich wieder einsetzen



Halmar, der Rath des Königs.

in dein Amt, und unter allen meinen Räten sollst du der oberste sein. — Ich höre — sprich!"

„Du hast gerufen, o König," sagte Halmar ehrfurchtsvoll, „und ich bin gekommen; du befiehlst mir, zu reden, und ich gehorche. In Ehren bin ich alt geworden, so hast du selbst gesagt; ich aber sage dir: in Ehren will ich meine grauen Haare tragen für und für! Ist es falsch, was ich gesagt, so belehre mich, und ich nehme zurück, was ich selbst als falsch erkannt; ist es aber richtig, so fordere von meiner Ehre nicht, daß sie sich selbst verleugne."

„Du bist ein Trotzkopf, Halmar," entgegnete der König unwillig. „Ich reiche dir die Hand, und du — du schlägst sie aus? Ich biete dir Vergebung, und du — du willst sie nicht?"

„Ich habe meinen König nicht verletzt," sprach Halmar ernst; „ich habe aus dem Herzen gesprochen, und die Sprache des Herzens ist die Sprache der Liebe. Dein Glück, o Herr, ist mein höchster Wunsch, und könnte ich es erreichen, wie gerne gäbe ich mein Leben hin! Du bist reich und mächtig — aber glücklich bist du nicht! Das habe ich gesagt, und das wiederhole ich. Und hast du nicht die Wahrheit stets von mir begehrt und stets gehört?"

„Schon gut," unterbrach ihn der König. „Hagen, jüngster meiner Räte, so rede du! Erscheint auch dir das Schloß deines Königs als eine Herberge des Unglücks? Willst auch du von meiner Stirn das Zeichen lesen, das Zufriedenheit und reine Freude aus meiner Nähe scheucht?"

6*



Die Blicke aller richteten sich erwartungsvoll auf Hagen, der ein wenig aus ihrer Mitte vortrat und mit fester Stimme erwiderte:

„Nein, o König, ich sehe nicht den bleichen Schatten der Sorge in den glänzenden Räumen des Schlosses, ich finde nichts, was an deinem Glücke fehlen sollte. Auf deiner Stirne thront die Hoheit statt des Unglücks, und in deiner Nähe verbreitet deine Huld Frieden und Freude. Der Pracht deines Schlosses gleicht der Reichtum deines Landes; die Macht, die in deinen Händen liegt, ist unermeßlich; ein Wink von dir genügt, alles zu erfüllen, was du wünschest; mit einem Fingerzeige kannst du Burgen und Städte vernichten — und deine Macht sollte nicht ausreichen, die kleinste Falte des Unmuts von deiner Stirne zu verwischen? O nein, du willst die Wahrheit, und ich spreche sie: wie der sonnig heitere, wolkenlose Himmel, so hell und ungetrübt ist dein Leben und dein Glück!“

Er schwieg, und der König nickte zustimmend.

Die Räte blickten auf Hagen, und aus ihren finsteren Mienen sprachen Staunen und Unwille.

Halmar hatte ruhig zugehört, jetzt trat er langsam gleichfalls einen Schritt vor und sagte mit leiser bebender Stimme:

„Noch einmal gestatte mir das Wort, mein Gebieter! Was Hagen gesagt, das mag er verantworten, wenn er es kann. Dir steht es frei, ihm zu glauben oder mir. Wenn aber dein alter Diener dir jemals wert gewesen ist, dann entziehe seinen Worten nicht das Gehör, und wenn du

seinem Rate nur einmal gefolgt bist, dann versage ihm heute nicht die Erfüllung seiner einzigen Bitte: dir das, was er gesagt hat, beweisen zu dürfen."

„Wie?" fragte der König, „du wolltest beweisen, was sich nicht beweisen läßt?"

„Nein," erwiderte Halmar, „beweisen, was du nicht glaubst."

„Es sei!" rief der König. „So rede!"

„Nicht hier, nicht jetzt," entgegnete Halmar. „Höre, mein Gebieter, was ich bitte: Morgen in der Frühe gieb Befehl, zwei der Rosse zu satteln, eines für dich und eines für mich. Und ehe noch die goldenen Strahlen der Sonne den jungen Morgen begrüßen, wollen wir hinausreiten in den dämmernden Wald und fernhin bis an seine Grenze im Osten. Halb noch im Schatten der Bäume versteckt, halb hinaus lugend in die weite, braune Heide, die den Wald begrenzt, liegt dort eine schlichte Hütte, und in dieser Hütte wirst du finden, was du selbst nicht hast: das Glück."

„Deine Bitte ist dir gewährt!" entschied der König. „Hagen selbst wird Sorge tragen, daß die Reiter früh zur Stelle finden, was sie bedürfen. Du, Halmar, bleibst im Schloß, und wenn ich morgen finde, was ich nicht vermisse, wirst du der erste sein, dem ich's bekenne und danke."

Die Räte waren entlassen. Enttäuscht und niedergeschlagen verließ Hagen, der jüngste, die fürstlichen Gemächer; freudig umringten die anderen Halmar . . . .



Früh am nächsten Morgen verließen zwei Reiter das königliche Schloß. Die Hufschläge der Rosse hallten wider, als sie durch den Thorbogen ritten; verwundert schaute der Thorwart den rasch Davonreitenden nach. Der Wald lag noch im tiefsten Schweigen, und die Morgendämmerung war noch von keinem Sonnenstrahl durchhellt. Durch die Lücken der düsteren Tannenwipfel schimmerte der nachtgraue Himmel; vereinzelt sichtbare Sterne blinkten in fahlem Lichte. Kein Geräusch drang an das Ohr der Reiter, als das Schnauben ihrer Rosse.

Nach scharfem Ritte, ehe noch eine Stunde vergangen sein mochte, hatten sie die Grenze des Waldes erreicht.

„Laß uns halten, königlicher Herr," sagte Halmar, „und den kurzen Weg bis zum Rande des Forstes zu Fuß zurücklegen. Aus dem Verborgenen müssen wir die Hütte und ihre Bewohner beobachten; unsere Rosse aber möchten uns verraten."

Unschlüssig blickte der König um sich, und was er gewahrte, das mochte wenig geeignet sein, sein Vertrauen zu erwecken. Gefallene Baumriesen lagen in urwaldgleichem, wirrem Durcheinander.

„Wie?" sagte er nach einer Weile finster, „in diese düstere, öde Wildnis führst du mich, um mir das Glück zu zeigen? Du spielst ein gewagtes Spiel, Rat Halmar; wohlan, hüte dich, daß du nicht verlierst!"

„Geduld, mein Herr und Gebieter," erwiderte Halmar; „ich hab's gewagt, und wenn ich's gewinne — dem Himmel sei Dank! — gewinnst auch du!"



Im tiefen Wald.

Sie befestigten die Zügel der Pferde an einem Baume und schritten schweigend dem nahen Rande des Forstes zu. Tiefste Stille herrschte noch rings; die Hütte lag in nächtlicher Ruhe, keine Thür, kein Fenster war geöffnet. Regungs-



los lag die weite Heide; vereinzeltes Wild strebte bei grauendem Morgen dem Forste zu — die einzigen lebenden Wesen, so weit das Auge zu blicken vermochte.

Mächtige, vom Sturme entwurzelte Tannen schienen den Ausgang aus dem Walde zu versperren. Über den Stamm eines der gefallenen Riesen breitete Halmar seinen Mantel und lud den König zum Sitzen ein, während er selbst stehend verharrte. Ein niederes Gebüsch diente ihnen als Deckung, während sie doch selbst deutlich alles beobachten konnten.

Scharf blickte der König auf das ungewohnte Bild. Wie friedlich lag das armselige Heidehaus, wie endlos schien die Heide, wie still und unfaßbar erhaben das sternenlose Himmelsgewölbe über ihr! Dort, in weiter Ferne: ist's ein Baum, der wie ein dunkler Punkt kaum am Horizont erkennbar ist, ist's ein Wild, ein Mensch, ein Haus? Und welches wunderbare Farbenspiel beginnt! Das öde Bleigrau des Himmels verwandelt sich in mattes Blau, den Horizont verklärt eine schimmernde Helle. Und immer lichter wird die Bläue des Himmels, immer schärfer hebt sich die dem Auge sichtbare Grenzlinie der Heide von der rätselhaften Helle in der Ferne ab. Und wieder ändert sich das Bild. In das Silberleuchten fern am Horizonte mischt sich leises Rot, wie in Glut getaucht erscheinen Heide und Himmel. Purpurn, golden, majestätisch zeigt in ungemessener Ferne sich die Sonne; ihre ersten Strahlen küssen die Blumen der Heide, grüßen die Hütte und den schweigenden Wald, den König und den greisen Diener. Und höher hebt sich der

glühende Ball, und voller flutet das lebenspendende Licht über Heide und Forst. Die schlechte Hütte ist von purpurnem Schimmer übergossen, über dem erregten Gesichte des Königs lagert ein rosiger Schein. Unersättlich schweifen seine Blicke hinaus in das die Sinne umstrickende, flutende Licht; wie mit einem Zauberschlage scheint die schlummernde Natur geweckt zu knospendem Leben. Glänzende Perlen schimmern am blühenden Heidekraut; eine Lerche steigt zum Himmel empor und schmettert jubelnd ihr Morgenlied. Und wie ein Echo hallt ihr preisender Gesang aus den jungen Laubbäumen vom Rande des Waldes zurück, tausend Kehlen der gefiederten Sänger stimmen ein — wie Orgelklang erscheint ihr Jubeln dem König und wie ein hehrer Gottesdom der Wald.

Versunken in Hören und Schauen sitzt er da. Er denkt nicht des goldenen Thrones und der prunkenden Gemächer des Schlosses, denkt nicht der unermeßlichen Schätze, der edelsteingeschmückten Krone und des demantstrahlenden Scepters. Die weite Heide hat ihn gefangen genommen, das warme goldne Sonnenlicht strahlt in sein Herz, und eine Ahnung stillen Glückes steigt in ihm auf.

Lebendig wie im Walde wird es jetzt auch in der einfachen Hütte.

Die niedere Thür wurde geöffnet, und eine Frau trat heraus. Ein Mann folgte bald. Beide schauten in den jungen Morgen, und aus ihren Mienen sprachen Glück und Freude. Sie atmeten die frische, reine Luft mit vollen Zügen ein und plauderten froh. Das junge

Weib lehnte ihren Kopf an die Schulter des Mannes, und der wettergebräunte Mann schlang zärtlich seinen Arm um sie.

„Neuer Morgen, neue Freude!“ sagte die Frau. „Mit jedem Tage scheint's mir schöner hier; mit keinem König möcht' ich tauschen.“

„Recht so, mein teures Weib,“ entgegnete der Mann. „Auch ich bin zufrieden mit dem Los, das uns vom gütigen Geschick bestimmt ist. Ein Segen ruht auf unserer Hütte, und was wir thun, das gedeiht wohl. Und klopft auch dann und wann der Mangel bei uns an: getrost! auch trocken Brot schmeckt gut, und nach dem Sturm folgt wieder Sonnenschein. Gedenkst du noch des letzten harten Winters, und wie der Schnee, der unsre Hütte deckte, schmolz, als wir das letzte Brot den Kindern ausgeteilt? Wir haben nicht gezagt; wir haben fest gehofft und wurden nicht getäuscht. So wollen wir es halten allezeit.“

Noch eine Weile standen die beiden und lauschten in den Morgen und sprachen von allem, was sie bewegte. Dann trat die junge Frau in die Hütte, und als sie wieder zurückkam, trug sie auf dem Arme ein Kind, und an ihrer Seite ging ein zweites. Die Kinder rieben sich die schlaftrunkenen Augen, als sie aber ihren Vater gewahrten, streckten sie die Arme nach ihm aus und suchten ungeduldig zu ihm zu gelangen. Sie umschlangen seinen Hals mit ihren Ärmchen und streichelten und liebkosten seine bärtige Wange. Sie flüsterten die zärtlichsten Namen und wußten sich nicht zu lassen vor Freude. Und von dem Vater



sprangen sie wieder zur Mutter und all ihre Zärtlichkeit wiederholte sich aufs neue . . .

Regungslos saß der König. Kein Wort kam über seine Lippen. Starr hing sein Blick an der herrlichen Gruppe vor der Hütte. In seinem Gesichte zuckte es, aus seinen Augen sprühte ein düsteres Feuer.

„Wohl, Halmar,“ sagte er, als die Glücklichen wieder in die Hütte getreten waren; „wohl, du hast gewonnen! Die Armen hier sind glücklich, ja — und ihr König ist es nicht.“

Er stand auf und eilte zurück zu den Rossen. So schnell schritt er vorwärts, daß ihm Halmar nicht zu folgen vermochte. Als dieser endlich anlangte, fand er den Gebieter bereits im Sattel.

„Grausamer!“ herrschte ihn der König an, „warum hast du meinen Wahn zerstört, aus welchem Grunde mir ein Bild gezeigt, das schattengleich stets vor mir fliehen wird? Das Glück, das ich nicht kannte, hab' ich nicht entbehrt; das lichte Friedensbild aber, das ich jetzt geschaut, wird mir ewig unvergeßlich sein! Es wird mir Krone und Leben verleiden — und das alles, Halmar, danke ich dir! Du warst fürwahr ein schlechter Rat — leb' wohl!“

Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon, und auf schnaubendem, schaumbedecktem Rosse langte er im Schlosse an.

Halmar stand noch lange und sann über die Worte des Königs und über die tiefe Wirkung nach, welche das Bild des Glückes in demselben hervorgerufen. Seine Miene

war kummervoll, und seiner Brust entrang sich ein schwerer Seufzer. Langsam ritt er endlich dem Schlosse zu, und müde stieg er, als er das Pferd einem Diener übergeben, den Schloßberg hinab nach seiner Wohnung. Ruhelos durchschritt er die hellen freundlichen Zimmer, unzugänglich war er allen Liebesworten der treuen Seinen. Er hatte es gut gemeint, hatte auch in die Räume des Schlosses das Glück Einzug halten sehen wollen — und so bitter anders war's gekommen! Viel Schweres hatte er in seinem langen Leben erfahren: aber der größte Kummer schien ihm aufgespart bis in sein hohes Alter.

Ein Tag voller Sorge war vergangen, und am zweiten Tage stand schon die Sonne hoch am Himmel. Da kam ein königlicher Diener eiligst den Schloßberg herab, winkte schon von ferne und sprach atemlos zum Rat:

„Der König, Herr, schickt mich zu dir, und nicht zurückkehren soll ich ohne dich."

Wortlos verharrte Halmar, und ein leises Zittern überlief ihn. Wenn es frohe Botschaft wäre, die er hören sollte? Wenn sein höchster Wunsch doch in Erfüllung ginge! Es wollte ihm fast schwindeln, aber ohne Zögern folgte er dem Diener, hochaufgerichtet trat er in den Saal. Und was war das? Der Thronsessel war leer, am hohen Bogenfenster stand der König — und nicht allein. An seine Kniee schmiegte sich sein Sohn, an seiner Seite stand die Königin!

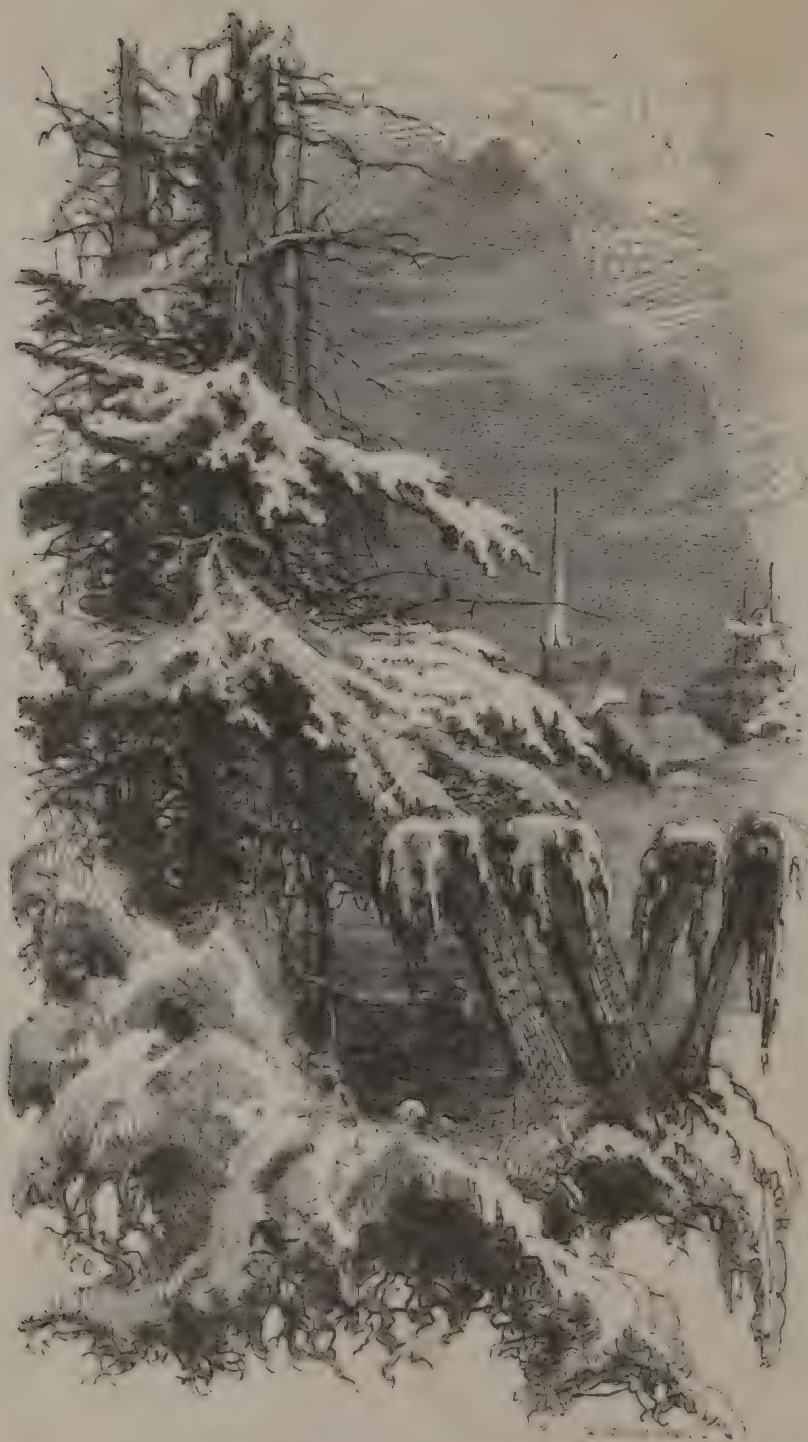
Ein Jubellaut kam über die Lippen des treuen Rates, dann eilte er zu dem königlichen Paare und beugte die Kniee:



„O glücklichster Tag meines Lebens!“ rief er mit vor Freude halb erstickter Stimme aus. „O Wunder und o Glück!“

„Ja, Halmar, Glück!“ sprach der König, „auch im Schlosse ist es jetzt. Habe Dank, du treuer Freund!“





Der Name.



Wieder einmal war der Winter hereingebrochen und bedeckte mit frischgefallenem, blütenweißem Schnee Dorf und Stadt, Feld und Wald, Baum und Strauch.

Es war der zweite Tag im November und dieser hatte stets eine besondere Bedeutung gehabt für den etwa zwölfjährigen Knaben, der in der Stadt in der Nähe der Kirche stand und gedankenvoll hinaufschaute nach der schlanken Spitze des Kirchturms, die ihm heute so ganz anders vorkam als sonst. Sonst war sie immer — er wußte das ganz genau, denn er ging jeden Tag auf dem Schulwege an der Kirche vorüber — so häßlich grau gewesen, und heute ragte sie in schimmernder, märchenhafter Helle empor, als ob der

Turm gar nicht mehr derselbe sei, der sonst immer an dieser Stelle gestanden. Der frische, saubere Schnee hatte eine wunderbare Veränderung mit ihm vorgenommen, und der helläugige Junge, der so sinnend hinaufblickte, hätte gewiß seine Freude daran gehabt, wenn er überhaupt heute geneigt gewesen wäre, sich über etwas zu freuen.

Aber es war ja der zweite November, und vor dem hatte er sich schon drei Tage lang gefürchtet. Das war der Geburtstag des Onkel Försters, und wie in jedem Jahre, so wollten auch diesmal die Eltern nach dem etwa zwei Stunden entfernten Forsthause fahren, um dem guten Onkel zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Und alle Kinder sollten mit, und alle freuten sich auch auf die schöne, lustige Schlittenfahrt — nur der Turmfritz nicht.

Ja so, der Turmfritz! An dem Namen war der Kirchturm schuld, in dem der Lieblingsaufenthalt des Jungen sich befand. Wenn er eine freie Stunde hatte — und es fehlte ihm daran nicht —, so eilte er in den Kirchturm, stieg die steile Treppe hinauf bis zur Luke unmittelbar unter der Spitze und ließ sich dort auf einem stämmigen Holzklotz nieder, den er einmal zu diesem Zwecke mit vieler Mühe hinaufgeschafft hatte. Und dann schaute er ins Freie, lange und aufmerksam. Er beobachtete alle Häuser, verfolgte mit seinem Blicke den Flug der Vögel, schaute auf die nahen, himmelanstrebenden Berge und bemerkte jede Veränderung, welche an irgend einer Stelle vor sich gegangen war. Glaubte er genügend Musterung gehalten zu haben, so kletterte er

langsam wieder die Treppe hinab, um seine Kameraden aufzusuchen und fröhlich mit ihnen zu spielen.

„Aha, da kommt die Turmeule!“ hatte einmal ein kecker Blondkopf ausgerufen.

Aber das war ihm schlecht bekommen. Fritz hatte ihn ohne weiteres beim Kragen genommen und sich den Spottnamen in kräftiger, etwas handgreiflicher Weise verbeten.

Ganz wollten indes die übermütigen Genossen den Namen, der ihnen zusagte, nicht fallen lassen, und als Fritz es sich ohne thätlichen Widerspruch einmal gefallen ließ, als Turmfritz angeredet zu werden, da behielt er diesen Namen für immer bei.

„Turmfritz, Turmfritz!“ tönte es vom elterlichen Hause her, das in der Nähe der Kirche lag. „Du sollst schnell kommen, die Pferde werden schon angespannt, bald geht es fort.“

Fritz warf einen letzten Blick auf den geliebten Turm und kam gehorsam dem Rufe nach. Wenn er nur erst zurück wäre, das war sein einziger Wunsch.

Der Onkel Förster hatte ihm nichts gethan — o nein. Aber er war immer freundlich zu den anderen Geschwistern und jubelte mit ihnen um die Wette — und wenn er zum Fritz kam, da war er immer ernst, schaute ihn so forschend an, sprach ein paar Worte und schwieg dann wieder. Das war dem Jungen unerklärlich und machte ihn bange. Warum war der Onkel nicht zu ihm wie zu den anderen? Mochte er ihn nicht leiden? Es wurde ihm schon bei dem bloßen Gedanken ganz weh, und er hätte gern etwas ausgesonnen,

sich die Liebe des Onkels zu gewinnen. Aber so viel er auch nachdenken mochte, es wollte ihm nichts einfallen, und jedesmal, wenn es zu dem Onkel ging, überfiel ihn ein banges Zagen.

Bis über die Ohren in warme Decken eingehüllt, saß er jetzt in dem von zwei flinken Rappen gezogenen Schlitten. Führe nur erst der Schlitten so schnell zurück, dachte er wieder und wieder. Und dann klopfte ihm auf einmal das Herz in banger Hoffnung, weil ihn der Gedanke durchblitzt hatte, der Onkel könne einmal anders sein, könne auch ihn lieb haben wie seine Geschwister. Ganz still hockte er auf seinem Sitze; es war ihm so eigen feierlich zu Mute geworden. Das lustige Geläute der Schellen drang nur im Traume an sein Ohr, und das fröhliche Plaudern der Geschwister vernahm er wie aus weiter Ferne.

Er kam erst wieder recht zur Besinnung, als sie im Forsthause anlangten, und der Förster mit einem freudigen Grüß Gott! erst der Mutter, dann dem Vater und zuletzt allen Kindern die Hand gab.

Als die Reihe an Fritz kam, sah dieser scheu, fragend zu dem hohen Manne mit dem ernsten, festen Gesichte und den freundlichen, hellen Augen auf, und das Grüß Gott! erstarb ihm auf den Lippen. Eine Blutwelle schoß ihm jäh zum Kopfe, und das Herz klopfte ihm überlaut. Was war das? Hatte er recht gesehen? Hatte wirklich eine besondere Herzlichkeit aus dem Gruße und aus dem Blicke des Onkels zu ihm gesprochen? Eine schier unbändige Freude durchströmte ihn, eine selige Hoffnung machte ihn erbeben.

Still folgte er den Seinen ins Haus; ein innerer Jubel zauberte ein sonniges Lächeln auf sein Gesicht, mit leuchtenden Augen folgte er dem Onkel, wenn dieser einmal seinen behaglichen Sitz verließ und im Zimmer umherschritt; mit Spannung lauschte er den Gesprächen, und wenn auch kaum ein Wort über seine Lippen kam, nahm er doch den regsten Anteil an allem, was vorging.

Die Mittagszeit war vorüber, und die Eltern machten noch einen Besuch in der Nähe. Da trat der Onkel zu Fritz und sagte:

„Komm, wir gehen in den Wald, ich muß dir etwas zeigen."

Fritz sprang auf, holte die warme Pelzmütze, die ihm der Onkel vor kurzem zu seinem Geburtstage geschenkt hatte, zog auch den dicken Winterrock an und folgte dann dem Onkel, der ihn an der Hand nahm und mit ihm in die schneeleuchtende Waldlandschaft hinausschritt.

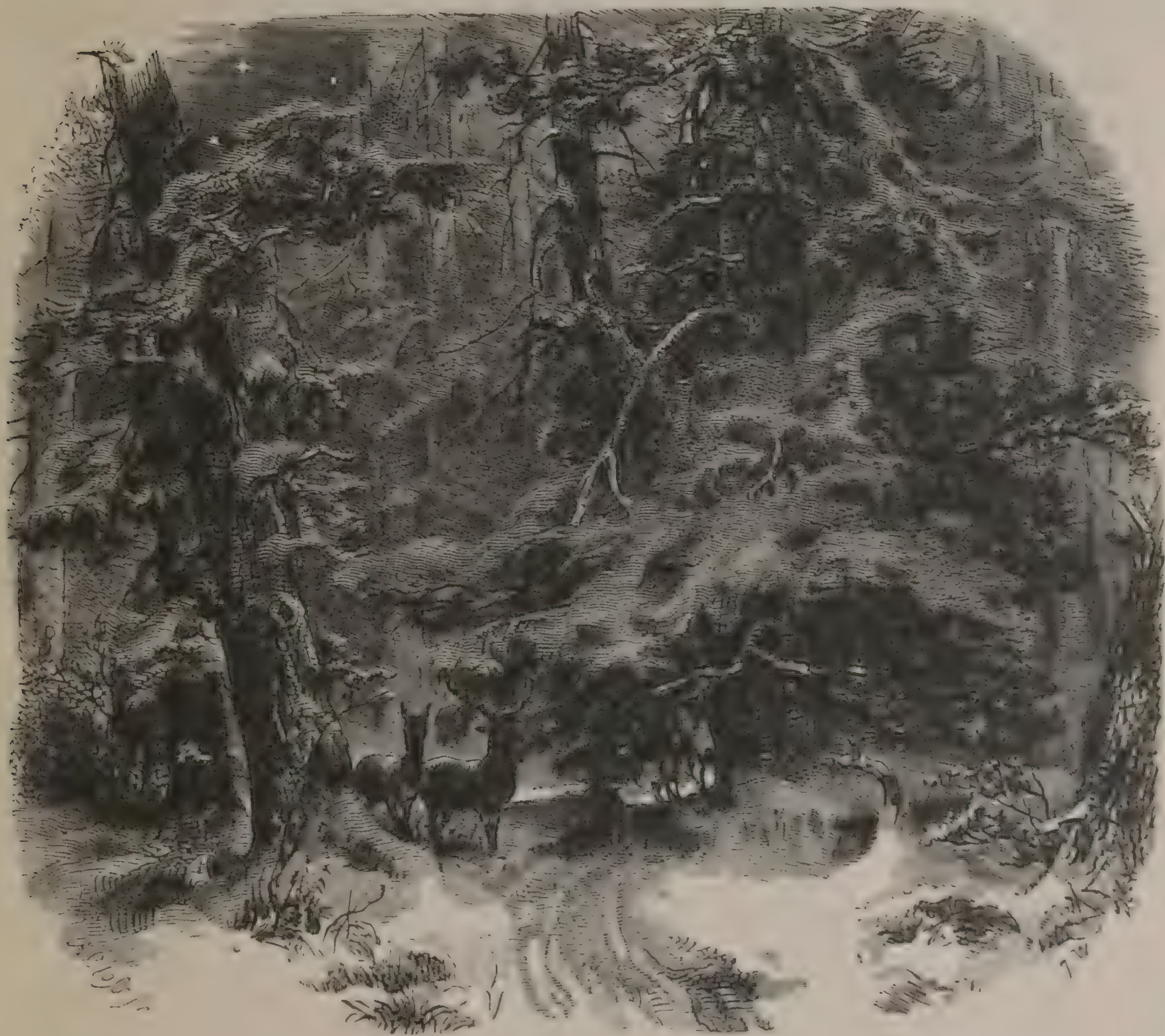
Lange wurde kein Wort gesprochen. Aber Fritz war nicht bange; fest hielt er die Hand seines Begleiters, und eine seltsam freudige Hoffnung, daß nun alles gut werden müsse, beseelte ihn.

Der Schnee unter ihren Füßen knirschte; sonst war kein Geräusch zu vernehmen.

Sie hatten eben einen holprigen, in bunten Windungen sich hinziehenden Weg zwischen alten, schneebeladenen Tannen betreten, als der Onkel das Schweigen brach und, auf frische Wildspuren in dem Schnee deutend, sagte:

„Hier muß vor wenigen Augenblicken Rehwild passiert

sein. Die Spuren erinnern mich an die Geschichte, die ich dir erzählen will. Bald wird der Weg wieder breiter und besser; da sollst du hören, was den Onkel zu dem ernsten



Manne gemacht hat, den du bald verkannt hättest. Nicht wahr, Fritz, du hattest kein Vertrauen zu mir? Du bist ungern mit zu mir herausgekommen? — Laß gut sein," wehrte er freundlich ab, als er sah, wie der Knabe mit sich kämpfte, welche Antwort er geben sollte. „Und steh einmal

7*

still. Dort schimmert etwas Rotes zwischen den Tannen — richtig, es ist Wild. Siehst du?"

Der Knabe folgte der angedeuteten Richtung und erkannte in der That zwei Stück Wild, die lauschend den Kopf gehoben hatten und mit den hellen Lichtern die Nahenden zu erspähen suchten. Das herrliche Bild fesselte ihn, und er hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten und die schönen schlanken Tiere zu verscheuchen. Aber diese mochten die Nahenden doch erkannt haben, denn plötzlich verschwanden sie in langen Sätzen im Dickicht.

„Zwei prächtige Tiere," sagte der Onkel ernst, „aber eines, schöner noch als diese, hätte mir bald das Leben gekostet. Es hätte mir auch beinahe meinen Neffen entfremdet — dich. Fritz, ich hab' dich gern gehabt, wie alle anderen! Aber eines hat sich zwischen uns gestellt. — Warum heißest du Turmfritz?" fragte er plötzlich. Und gleich darauf fuhr er fort: „Ich weiß es ja, was der Name bedeutet, weiß, wer ihn dir gegeben hat, warum du ihn erhalten hast. Aber der Name ist mir schmerzlich.

„Zehn Jahre sind vergangen, seit ich an einem bitterkalten Dezemberabend spät in den Wald hinaus eilte, weil ich in nicht zu weiter Ferne einen Schuß gehört hatte. Zwei Gehilfen verließen gleichzeitig mit mir das Haus, um nach anderen Richtungen zu eilen und dort Posten zu stehen. Der Himmel war sternenklar, der Vollmond verbreitete einen magischen Lichtschein; auf Hunderte von Schritten war in den Lichtungen alles deutlich zu erkennen. Unaufhaltsam strebte ich vorwärts. Ich hatte mich nicht getäuscht. Als ich in

der Gegend anlangte, in welcher nach meiner Schätzung der Schuß gefallen war, gewahrte ich frische Fußspuren. Ich nahm nun das Gewehr von der Schulter und stürmte vorwärts. Da — ich war erst wenige Minuten der Spur gefolgt — traf ich auf ein verendetes Wild. Die Spuren von nägelbeschlagenen Schuhen führten plötzlich seitwärts. Ich hob das Gewehr und spähte umher. Aber ehe ich noch den Wildschützen entdeckt hatte, blitzte ein roter Feuerschein vor mir auf, ein Schuß krachte und ich brach zusammen. —

„Auf den Schuß waren meine Gehilfen herbeigeeilt und hatten mich gefunden. Nachdem sie die Schußwunde untersucht und — so gut es ging — verbunden hatten, brachten sie mich auf einer schnell aus Zweigen geflochtenen Bahre nach dem Forsthaus, und durch viele Wochen rang ich dort mit dem Tode."

Des Försters Stimme zitterte vor innerer heftiger Erregung. „Es war die schrecklichste Zeit meines Lebens," fuhr er fort. Dann nach einer Weile: „Und an diese Zeit erinnert mich ein Name. Vor drei Jahren hörte ich ihn zum ersten Male wieder, als du im Forsthause warst, und deine Mutter scherzhaft dich bei jenem Namen rief. Turmfritz! Ja, so hieß der, dessen Kugel mich dem Grabe nahe brachte. Ich wandte mich ab, als ich den Namen hörte; ich konnte dich nicht ansehen; ich war befangen all die Jahre her — bis heute noch. Und doch wollte ich niemand etwas sagen. Jener, der die Büchse kalt auf mich anlegen konnte, war einst mein Freund gewesen, bis die Jagdleidenschaft ihn von mir trennte. Ich hörte nichts mehr von ihm,

die Nachforschungen der Gerichte nach dem Thäter blieben umsonst; denn ich hatte seinen Namen nicht genannt und habe ihn verschwiegen bis heute. Jetzt deckt den einstigen Freund die Erde. Eines Morgens hab' ich ihn gefunden. In der starren Hand hielt er einen Zettel, darauf ein einziges Wort geschrieben stand: ‚Vergieb!' Und ich hab' ihn begraben und hab' ihm vergeben. Aber nie ist sein Name, den ich im Scherz einst ihm selber gegeben, wieder über meine Lippen gekommen — bis heute, wo ich dich bitte, ihn nie mehr zu dulden. — Verstehst du deinen alten Onkel?"

„Ach, lieber Onkel!"

Fritz umschlang ihn stürmisch und hing, als der Förster sich zu ihm bückte, um ihn zu küssen, weinend an seinem Halse.

„Nie, nie mehr sollst du ihn hören!" sagte er schluchzend. „Und keiner soll mich mehr so nennen! Und — nicht wahr — dann hast du mich auch lieb?"

„Von Herzen, Fritz!"

* * *

Eine seltsame Veränderung war mit dem Knaben vorgegangen. Die Mutter beobachtete ihn forschend und konnte sich sein freudiges Wesen nicht erklären. Sie schüttelte den Kopf.

„Was hat er nur? Weißt du es?" fragte sie den Förster abends kurz vor der Rückfahrt. „Er ist wie ausgewechselt."

„Laß ihn nur," entgegnete der Förster ernst. „Wir

waren heut nachmittag im Walde. Da hab' ich ihm allerlei erzählt. Das hat ihm gefallen."

Der Abschied war herzlich.

„Auf Wiedersehen, Fritz, im nächsten Jahre!" sagte der Förster scherzhaft.

„Nein, Onkel, ich komme bald einmal wieder!" entgegnete der Angeredete freudig.

Das war doch merkwürdig: erst hatte er nicht mitwollen, und nun wollte er bald wiederkommen?

Der nächste Tag bot Gelegenheit zu neuem Staunen.

Ein Spielkamerad nannte Fritz bei dem alten Namen.

„Wie heiß' ich?" fragte er drohend.

Der Andere wollte sich nicht einschüchtern lassen.

„Turmfritz," sagte er lachend.

Der Genannte stürzte sich auf ihn und buchstabierte ihm mit den Händen die Buchstaben F—r—i—t—z so nachdrücklich vor, daß jenem das Lachen bald verging.

Er setzte seinen Willen durch, und nach wenigen Wochen war der Name vergessen.

Dann erfuhren von dem Onkel auch die Eltern die seltsame Bewandtnis mit dem Namen, den der Sohn so plötzlich abgelegt hatte.



Die Brücke der Erkenntnis.



Das sind nun auch schon wieder dreißig Jahre her, seit ich die Brücke der Erkenntnis zum ersten Male gesehen, und bald wieder zwei Jahrzehnte, seit ich zum letzten Male an dem schlichten Geländer gelehnt und träumerisch in die klaren Fluten des darunter hin brausenden Baches geschaut

habe. Aber unvergeßlich ist mir doch der Eindruck geblieben, den das idyllische Waldbild in mir hervorrief, als ich in herrlicher Sommerzeit an der Seite eines Freundes zum ersten Male zwischen den ernsten dunkeln Tannen dahin schritt und dann auf einmal vor der Brücke stand und meinen Augen nicht trauen wollte ob so vieler Schönheit! Und unvergeßlich ist mir auch die Geschichte geblieben, welche mir mein Freund erzählte, als ich ihn um Aufklärung über den seltsamen, rätselhaften Namen der Brücke bat.

Der Vorgang steht so lebendig vor meiner Seele, als hätte ich ihn gestern erst erlebt. Wir standen dicht vor der Brücke und horchten auf das Tosen der Wellen; dabei schweiften meine Blicke durch die von dem Bache gebildete Lichtung in ein fernes Thal; auf die glitzernden Wellen des Baches fielen schräg über die Tannen flimmernde Sonnenstrahlen, hoch über uns zog ein Raubvogel langsam seine Kreise, und über dem ganzen fesselnden Bilde spannte sich ein herrlicher, lichtblauer Himmel.

„Ja," sagte da mein Freund, „die Brücke der Erkenntnis heißt sie, und der Name klingt allerdings wunderlich genug. Aber es könnte kein besserer für sie gefunden werden. Er erinnert uns an Zeiten, die nun lange, lange vergangen sind, in denen aber zwei Männer lebten, deren Gedächtnis uns erhalten geblieben ist und hoffentlich noch unseren Kindeskindern erhalten bleibt. Beide verdienen es: Kunz von Eck hieß der eine, Martin Grad der andere. Kunz von Eck war Burgherr, Martin sein ergebener Freund und Berater, ohne den Kunz nichts unternahm. War eine

Fehde mit einer der benachbarten Burgen auszukämpfen, so ritten der Burgherr und Martin an der Spitze der gewappneten Mannen; kehrte der Zug siegreich heim, so pries Kunz von Eck seinen Begleiter als den tüchtigsten aller der streitbaren Kämpen und schrieb in der Hauptsache ihm den Sieg zu. Lagen sie dem edlen Weidwerk ob, so hatte Martin immer das beste Stück erlegt, und galt es, an reichbesetzter Tafel den vollen Humpen zu leeren, so waren es wieder der Burgherr und sein treuer Genosse, welche zusammen den Anfang machten, immer ihre Krüge gleichzeitig geleert hatten und sie stets zusammen wieder gefüllt bekamen. War irgend eine Veränderung in der Burg vorzunehmen — Martin mußte raten, und fast immer gab seine Meinung den Ausschlag.

Nur ein einziges Mal konnten sie über eine Streitfrage eine Einigung durchaus nicht herbeiführen. Kunz von Eck, der wie Martin im besten Mannesalter stand und gleich ihm bis dahin unvermählt war, hatte gefreit und wollte seine junge Gemahlin mit großer Pracht in das Schloß seiner Väter einführen.

‚Martin,‘ sagte er, ‚die alte Brücke unten am Bache ist schon recht elend; geht der ganze Zug darüber, so bricht das morsche Gestell wohl gar zusammen. Da müssen wir eine neue Brücke bauen — meinst du nicht auch?‘

Martin nickte. ‚Freilich,‘ entgegnete er bedächtig, ‚alt ist sie schon, und ein Unfall möchte gerade für den Hochzeitstag nicht eben willkommen sein.‘

‚Das sollte ich meinen,‘ bestätigte Kunz. ‚Aber da

wollen wir auch keine Zeit verlieren; in drei Monaten ist die Feier der Vermählung, da muß der neue Übergang über den Bach fertig sein.‘

‚Wann?‘ fragte Martin gedehnt.

‚Habe ich so undeutlich gesprochen,‘ entgegnete der Burgherr heiter, ‚daß du mich nicht verstanden hast?‘

‚Drei Monate!‘ wiederholte Martin, ‚die Zeit ist viel zu lang. Da baue ich zehn solche Gestelle.‘

‚Das glaub' ich,‘ fiel Kunz lachend ein, ‚zehn solche jämmerliche Brücklein, wie es das alte ist; aber die Zeit ist gerade hinreichend, um ein einziges anständiges Bauwerk zu schaffen.‘

‚In drei Monaten eine einzige Brücke?‘ fragte Martin verdutzt.

‚Eine wird uns genügen,‘ erwiederte Kunz noch immer lachend und sich über die Verblüffung seines Gefährten belustigend. ‚Aber so breit muß sie sein, daß zwei Wagen und acht Reiter nebeneinander Platz haben. Und nicht ein einfaches Holzgestell wollen wir wieder zimmern lassen, sondern ein stolzes Werk schaffen, das zu beiden Seiten des Baches mit schlanken Pfeilern und schmucken Türmen geziert ist. Unser alter Nachbar vom Rabenhorst soll einmal platzen vor Neid, und meiner Gemahlin Augen sollen leuchten in freudigem Stolz, wenn sie das Bauwerk sieht, das ihr zu Ehren aufgeführt.‘

‚Hm, hm!‘ brummte Martin. ‚Und wo gedenkt ihr das Wunderwerk aufschlagen zu lassen?‘

‚Wo? Solch eine Frage! Natürlich dort, wo die alte

steht und wo die Straße den Bach kreuzt, oder willst du diese etwa auch verlegen?‘

Martin schüttelte den Kopf.

‚So wolltet ihr die alte Brücke abreißen lassen?‘ fragte er ungläubig.

‚Holla!‘ rief der Burgherr, ‚tagt's, hast du's endlich erfaßt? Natürlich muß sie weg — und morgen schon wird angefangen. Gleich in der Frühe weise die Leute an, und Feuer mach' dahinter, daß es schnell gehe.‘

Martin stand auf und stemmte die Arme in die Seite. Er überlegte.

‚Ich werde mich hüten,‘ sagte er langsam, ohne seine Stellung zu verändern. Sein Blick war fest auf den Burgherrn gerichtet.

‚Was soll das bedeuten?‘ fragte dieser.

‚Das soll bedeuten,‘ entgegnete Martin ruhig, ‚daß die Brücke nicht auf meinen Befehl abgebrochen wird. Ihr wißt, der kleine Bach, der in der Regel so zahm dahin fließt, schwillt in Regenzeiten oft so mächtig an, daß er donnernd unter der Brücke dahin braust und ein Übergang über ihn ohne diese ganz unmöglich wäre. Wie aber, wenn starker Regen gerade nach dem Abbruch des alten Gestelles oder vor Vollendung des neuen Wunderwerkes einträte und der ungestüm gewordene Bach passiert werden müßte? Habt ihr euren alten Feind von der Harzburg vergessen, der euch an waffenfähiger Mannschaft um das Doppelte überlegen ist, wenn ihr auf den alten Haudegen vom Rabenhorst nicht mehr zählen könnt, und der die passende Gelegenheit

zum Überfalle gewiß benutzen wird? Reißt die Brücke ein, laßt Regenwetter kommen, und ihr seid auf eurer Burg allein. Vom Bache aus kann der Rabenhorster dem Kampfe zuschauen, aber hinüber kann er nicht; die in breitem Strome daher stürzenden, brausenden, schäumenden Wasser hindern ihn sicherer, als ein Wall bewaffneter Kriegsmannen es zu thun vermöchte.‘

‚Alter Freund, du siehst zu schwarz,‘ entgegnete der Burgherr mit leichtem Unwillen. ‚Jeder Satz in deiner langen Rede beginnt mit einem Wenn: wenn das Wasser steigt, wenn die neue Brücke nicht fertig ist, wenn der Harzburger Wind von der Sache bekommt — da sind doch gar zu viele solcher Wenn.‘

‚Unverhofft kommt oft! Und allzu große Vorsicht ist immer besser, als zu späte Einsicht. Wenn ihr durchaus die neue Brücke bauen lassen wollt: wohlan, neben der alten ist Platz genug. Laßt diese stehen, bis die neue fertig ist.‘

‚Nein!‘ entschied der Burgherr ärgerlich. ‚Es bleibt bei meinem Wort, die Straße läßt sich nicht verlegen und eine Brücke abseits davon ist ein Unding.‘

‚So laßt abseits eine solche von Holz aufschlagen, stark genug, dem tobenden Wasser zu widerstehen und im Notfall auch als Übergang für den Rabenhorster und seine Mannen zu dienen.‘

Kunz von Eck stieg eine Zornröte ins Gesicht und scharf erwiderte er:

‚Ich fürchte den von der Harzburg nicht und brauche nicht die Rabenhorster. Die Brücke fällt.‘

Damit war das Gespräch zu Ende und die beiden Unzertrennlichen gingen zum ersten Male in Uneinigkeit voneinander.

Und dann wurde mit dem Abbruch der Brücke begonnen. Gegen dreißig Mann arbeiteten daran, und in kaum einer Woche war das alte, morsche Bauwerk bis auf ein paar letzte Pfähle verschwunden.

Kunz von Eck war jeden Tag an der Abbruchstelle und lobte den Fleiß der Leute. Scheinbar kam er immer nur dahin, um sich von dem Fortschreiten der Arbeiten zu überzeugen; in der That aber hoffte er dort seinen alten Waffengenossen, den Martin Grad, zu finden, der sich seit der Entzweiung von ihm ferngehalten hatte. Dieses Fortbleiben beunruhigte ihn, und er hätte gern gesagt: ‚Komm, Martin, wir wollen uns wieder versöhnen,‘ wenn dies sein Stolz zugelassen hätte.

Erst nachdem wohl zehn oder mehr Tage vergangen waren, trafen Kunz und Martin wieder zusammen. Letzterer stand bei den Arbeitern der neuen Brücke und schaute ihnen vergnüglich zu. ‚Ei, ei,‘ sagte er, ‚das scheint mir noch in weitem Felde zu stehen mit eurem großartigen Kunstwerke. Bis jetzt kann man sich von den schlanken Pfeilern und den spitzen Türmen noch keine rechte Vorstellung machen, ja nicht einmal erraten, wo sie aufgepflanzt werden sollen. Auf jeder Seite der Brücke zwei Türme, das macht zusammen vier — heda, soll denn auch auf jeden Turm ein Wächter kommen?‘ fragte er scherzend.

‚Den Spott kannst du lassen,‘ antwortete da Kunz,

der dicht hinter ihn getreten war und alles mit angehört hatte. Er hatte einen etwas roten Kopf und schien sich über das Vernommene zu ärgern.

‚Nichts für ungut!‘ sagte Martin vergnügt. ‚An eure Adresse war das freilich nicht gerichtet, was ich da gesagt hab'. Da ihr's nun aber einmal gehört habt, kann ich's nicht mehr ändern.‘

Mit Staunen sah der Burgherr in das lächelnde Gesicht des Sprechers. Ihm selbst war durchaus nicht zum Lachen zu Mute, schon seit der ganzen Zeit nicht, seit er mit dem Gefährten sich gestritten und dann diesen nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Und nun wagte es der alte Waffengenosse, ihm geradeswegs in das Gesicht zu lachen? Immer röter wurde der Kopf Kunzens, und seine Augen schossen zornige Blitze.

‚Ich will auch hoffen, daß das mir nicht galt,‘ entgegnete er grollend. ‚Und du hast auch gar keine Veranlassung zum Spott; das Niederreißen des alten Gerümpels ist schnell genug gegangen, auch ohne deine Befehle und Mithilfe. Und du wirst dich bald überzeugen, daß der Aufbau des neuen Brückenwerkes nicht minder rasch von statten geht.‘

‚Freilich, freilich,‘ erwiderte Martin gleichmütig, und in seinem ehrlichen, wetterharten Gesichte zuckte es eigentümlich. ‚Vielleicht hat auch der Herrgott ein Einsehen und fährt nicht mit Blitz und Donner darein, sonst könnt's leicht schief gehen, trotz der drei Monate, die ihr für den Bau berechnet habt. Seht ihr dort im Osten die schwarze Wolkenwand? Seltsam unheimlich kommt sie mir vor.‘

‚Früher hat dir eine Wolkenwand und ein ganzes Heer von Feinden keinen Schrecken eingeflößt,‘ entgegnete Kunz höhnend. — ‚Ist es jetzt anders geworden mit dir?‘ setzte er scharf hinzu.

Martin wurde ernst und blickte ihm fest in die Augen. ‚Gehabt euch wohl, Kunz von Eck,‘ sagte er ruhig. ‚Kommt die Zeit, wo ihr meinen Arm und mein Schwert braucht, da könnt ihr euch eure Frage selbst beantworten.‘

Er wandte sich ruhig ab und schritt nach der Burg, während Kunz unangenehm berührt und sichtlich besorgt zurückblieb. Auf die drohende Wolkenwand im Osten hatte er bisher nicht geachtet; jetzt kam sie auch ihm nicht ganz geheuer vor.

Und schon die nächsten Tage bewiesen, wie sehr Martin im Rechte gewesen war. Erst brauste es hohl in den Wipfeln der Waldriesen, dann kamen einzelne Gewitterschauern, und endlich wuchs der anschwellende Wind zum Sturm, und der Regen hörte nicht mehr auf. In Strömen goß es vom Himmel, rasend schnell schwoll der Bach an, und gar bald war er zum breiten, brausenden Strome geworden, der schäumend über das Felsgeröll daherschoß und wie im Spiele die ersten Anfänge der neuen Brücke mit sich fortriß.

Unruhig schritt Kunz durch die Gemächer der Burg, und erst recht war er besorgt, als der Aufruhr der Natur sich zu legen begann. Er dachte an den Harzburger. Sollte dieser von dem unklugen Abbruch der Brücke Kenntnis erhalten haben? Wenn ja, dann durfte man einen Angriff wohl mit Sicherheit erwarten. Kunz schritt nach dem Teile der Burg,

in welchem die Gemächer Martins lagen. Er wollte sich mit dem alten Gefährten über den Ernst der Lage besprechen. Aber in den Gemächern war es still. Alle waren leer. Auf Kunzens Stirne zeigte sich eine tiefe Unmutsfalte, und sein Blick verfinsterte sich vollends, als eben ein Knappe in die einsamen Gemächer stürzte und schreckensbleich meldete:

‚Der Harzburger zieht heran! Wohl hundert bis an die Zähne bewaffnete Mannen sind in seinem Gefolge!‘

‚Wohl, Martin Grad, auch ohne dich werde ich fertig werden!‘ murmelte Kunz grimmig. ‚Aber gedenken will ich es dir!‘

Straff richtete er sich auf, ließ sich Wehr und Waffen bringen und eilte auf den Burghof, um die Anordnungen zur Verteidigung der Burg zu treffen. Finster blickte er auf den nahenden Feind. Dieser war ihm bei weitem überlegen. Der Ausgang des Kampfes bot düstere Aussichten. Aber er wollte sich verteidigen auf Leben und Tod. — Er dachte daran, durch Notsignal den Rabenhorster zur Hilfe herbeizurufen . . . . . Ja, die Brücke, wenn die Brücke noch da wäre! Aber der Strom war viel zu breit und reißend, als daß die Freunde hätten hinüber können. So nützte auch das Notsignal nichts. Er war allein auf sich und seine Mannen angewiesen — und die zwei kräftigsten Arme mußte er noch entbehren! — Mit jähem Rucke fuhr seine Hand ans Schwert und grimmig, höhnisch lachte er auf . . . .

Der Kampf begann und tobte mörderisch. Wiederholt wurde der Ansturm des Harzburgers abgeschlagen, aber die Reihe der Mannen in der Burg lichtete sich, und der Aus-

gang war kaum mehr zweifelhaft. Kunz mußte unterliegen und dem Feinde lebend oder tot in die Hände fallen.

Da . . . das Herz stockte Kunz . . . was hatte das zu bedeuten? Unten schollen die mächtigen Kommandostimmen Martins und des Rabenhorsters — das dichte Gebüsch teilte sich — Schwerter und Lanzen blitzten — ungezählte gewappnete Männer stürzten sich auf den Feind, allen voran Martin, und der Rabenhorster! ‚Holla, Harzburger!‘ schrie Martin und die Schwerter der beiden Kämpen kreuzten sich klirrend, bis Martin zu einem wuchtigen Hiebe ausholte und sein Gegner schwer verwundet zusammenbrach . . . Bald waren auch die überraschten Mannen besiegt und gefangen. Das Waffengetöse verstummte. Die Burg war gerettet!

Kunz eilte hinunter und schloß Martin in die Arme.

‚Vergieb mir, daß ich dich verkannt habe!‘ sagte er, und seine rauhe Stimme bebte vor Rührung. ‚Wie konnte ich zweifeln an dir und deiner Treue!‘

‚Na, siehst du's ein?‘ fiel da der Rabenhorster barsch ein. ‚Ohne unsern alten Freund und seine Besonnenheit wärst du verloren gewesen. Und weißt du, wie er's gemacht hat? Ich will es dir sagen: den Fehler, den du begangen, hat er wett gemacht. — Bringt die Gefangenen in Sicherheit,‘ wandte er sich an seine Leute, ‚und verbindet dem Harzburger die Wunden! Du aber, Freund Kunz, folge mir! Ich muß dir etwas zeigen!‘

Sie gingen etwa achthundert Schritte an dem brausenden Strome abwärts und standen, als sie aus dichten Tannen heraustraten, vor einer schlichten, aber genügend starken Brücke.

‚Der verdankst du deine Rettung,‘ sagte der Rabenhorster. ‚Gerade in jenen Tagen, in denen du den alten Gefährten vermißt, haben unter seiner Leitung meine Leute die Brücke hier gezimmert, um für den Notfall doch den Bach überschreiten zu können. Und ehe du von dem Nahen des Feindes Kunde bekommen, hatte ihn Martins scharfes Auge erspäht, und er war zu mir geeilt, dir Hilfe zu holen!‘

In Kunzens Zügen arbeitete es gewaltig.

‚Martin,‘ sagte er, ‚dein Werk hier soll mir zur ewigen Warnung dienen! Die Brücke läßt mich wieder in dir den unwandelbar treuen Freund erkennen, sie zeigt mir den großen Fehler, den ich begangen —: Brücke der Erkenntnis soll sie heißen für und für, dir zu Ehren, mir zur Warnung.‘“ — — —

Mein Freund sah mich lächelnd an. „Jetzt weißt du, woher der merkwürdige Name stammt,“ meinte er und schloß dann: „Wenn du noch Näheres über den weiteren Verlauf erfahren möchtest, so kann ich noch hinzufügen, daß der Harzburger zwar schwer verwundet war, aber doch genas, weil sein treues Weib herbeieilte, die Gefangenschaft mit ihm teilte und ihn pflegte. Und durch diese Opferwilligkeit wurde dann wieder Kunz von Eck gerührt, er näherte sich dem Gefangenen, gab ihn endlich frei, und aus den ehemaligen Feinden wurden redliche, treue Freunde. Die Brücke aber hat Kunz jederzeit in Ehren gehalten und auch dort, wo das neue großartige Kunstwerk aufgeführt werden sollte, eine ganz gleiche bauen lassen.“

Ja, so ein einfaches Werk, von Menschenhänden errichtet, kann oft Wunderbares erzählen.

8*



Als ich die Brücke der Erkenntnis zum letzten Male sah, habe ich sie abgezeichnet. Freilich murmelte der Bach damals friedlich und ließ nicht ahnen, wie mächtig und unheildrohend er, regengeschwellt, dahinzubrausen vermag.





Odo,
der Thorwart.

„Ich habe dich rufen lassen," sagte der Schloßherr und maß den Thorwart mit einem finsteren Blicke, „um dir anzuzeigen, daß du noch in dieser Stunde das Schloß für immer zu verlassen hast. Ich habe dich aus dem Elend zu mir genommen und dich in Ehren gehalten allezeit; ich

habe dir die Hut meines Schlosses vertraut und dir Gutes erwiesen, wo ich es nur konnte: du aber lohnest mir mit Undank und verbündest dich mit meinen Feinden! Doch die Treue ist nicht ausgestorben; noch zu rechter Zeit ist mir deine Falschheit angezeigt, und ehe noch der Tag zu Ende gegangen ist, wirst du das Schloß verlassen haben, ausgestoßen mit Schande. Schweig! Ich weiß, was du sagen willst. Um Worte ist auch der Verräter nicht verlegen, wenn es gilt, sich zu verteidigen. Nur eines höre noch! Meinem Wohlwollen dankst du es, daß ich dich gehen lasse, statt dich nach Gebühr zu strafen; das aber merke dir: niemals laß dich wieder in der Nähe meines Schlosses blicken; thust du es aber doch, so erwartet dich die gerechte Strafe an deinem Leben! Und nun hinweg, treuloser Wicht!"

Erstaunt, erschreckt hatte Odo dem Schloßherrn zugehört.

Bei der gegen ihn erhobenen harten Anklage zuckte er zusammen, und eine jähe Blässe deckte sein Gesicht. Doch nur einen Augenblick; bald jagte glühendes Rot darüber hin, und in seinen Augen blitzte es. Er richtete sich straffer auf und vernahm trotzig schweigend, wessen er beschuldigt wurde und was über ihn beschlossen war. Dann verließ er, als der Herr des Schlosses geendet, den hohen Saal und das Schloß und stürmte hinaus in den Wald.

Er eilte unter den weißstämmigen Buchen dahin, so weit ihn seine Füße zu tragen vermochten, und als er endlich innehielt, da versagte ihm der Atem, seine Kniee zitterten

und mit einem Schmerzensschrei sank er zusammen. Sein Kopf schlug hart gegen den Stamm einer Buche, seine Hände hingen schlaff herab. Aber er war bei vollem Bewußtsein, und das schreckliche Verhängnis, das über ihn hereingebrochen war, stand klar vor seinem Geiste. „Verrat! Verrat!“ so murmelten seine bleichen Lippen. Aber er, er sollte der Verräter sein? er, der mit Freuden sein Leben dahingeopfert hätte für den, der ihn einst voll Güte von der Straße aufgelesen und mit sich in das Schloß genommen hatte? Das Herz krampfte sich ihm zusammen in Zorn und unendlichem Weh; er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ein Schluchzen erschütterte ihn. Jawohl, Verrat lauerte im Schlosse; er hatte es längst geahnt; der vorgebliche Verräter war hinausgestoßen, aber der wirkliche blieb und setzte sein schmähliches Werk triumphirend fort.

O, es war eine Schande! Hastig sprang Odo auf und hätte bald ein kleines Männchen mit langem, weißem Barte und rotem Wamse umgestoßen, das dicht vor ihm stand, sich auf einen knorrigen Stock stützte und ihm langsam zunickte — spöttisch und überlegen zugleich.

„Wer bist du? Was willst du?“ rief der Verstoßene heftig aus.

„Ei, das möchte ich auch dich fragen,“ entgegnete das Männchen ruhig. „Ich bin jedenfalls mehr, als ich scheine; du aber bist nicht, was du sein solltest: ein Mann, — du bist ein Knabe.“

Entrüstet trat Odo dicht an das Männchen heran.

„Wärst du nicht ein Knirps,“ erwiderte er zornig,

„so wollte ich dir zeigen, was ich bin, ob Knabe oder Mann. So aber: trolle dich; ich habe nichts mit dir zu schaffen."

„Gut, so gefällst du mir!" sagte das Männchen ruhig und nickte dem Erzürnten wohlwollend zu. „Klagen und Verzagen ist nach Knaben Art —."

„Fort von hier! Verlasse mich!" rief Odo und hob die Hand wie zum Schlage.

Das Männchen aber rührte sich nicht von der Stelle und zuckte mit keiner Miene.

„— nach Knaben Art," wiederholte es nur unentwegt und fügte dann ernst hinzu: „dem Manne aber geziemt es, zu handeln."

Langsam ließ Odo den Arm sinken. Der kühne Mahner mit seiner sicheren Ruhe und seinen hellen, durchdringenden Augen machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

„Was willst du von mir?" fragte er.

„Schweres Unheil droht deinem Herrn," entgegnete das Männchen. „Ein Mann macht sich auf und thut, was seine Pflicht ist."

„Ich bin hinausgestoßen und kann nicht in das Schloß!" sagte Odo trotzig.

„Du hast," sprach das Männchen, „den Weg hierher gefunden und findest ihn wohl auch zurück."

„Das Schloß zu betreten ist mir bei Todesstrafe verboten."

Das Männchen sah ihn prüfend an.

„So bist du wirklich ein Undankbarer?" fragte es

zweifelnd und bedauernd. „Das Leben deines Herrn und all der Seinen steht auf dem Spiele: und du willst nicht dein eigenes wagen?“

Einen Augenblick blickte der Thorwart zu Boden und schwieg. Dann erhob er freimütig den Blick und sagte mit dem Tone ergreifender Wahrheit:

„Nein, nicht mein Leben will ich schonen! Sage mir, wenn du es weißt, was meinem Herrn droht, und wenn ich helfen kann, so will ich es thun!“

„Ich habe es nicht anders erwartet,“ erwiderte das Männchen freundlich. „So höre denn! Dein Herr hat einen schlimmen Feind und seit einer Stunde einen Bundesgenossen des Feindes im eigenen Schloß. Der neue Thorwart ist es, der dich des Verrates beschuldigt hat, den er selbst begehen will. Er ist vom feindlichen Führer bestochen und wird morgen um Mitternacht die Thore öffnen. Alles ist genau verabredet, und wenn du nicht Rettung bringst, so ist das Schloß verloren.“

„Kann ichs denn?“ fragte Odo zweifelnd.

„Du kannst es!“ entgegnete das Männchen, „wenn du meinem Rate folgst. Du weißt die Schatzkammer im Schlosse. Ihr wertvollster Schatz ist ein Schwert von wunderbarer Eigenschaft: Wer es führt, dem verleiht es Riesenkraft, den führt es zum Siege, ob auch hundert Feinde ihn bestürmen mögen. Dieses Schwert suche zu gewinnen!“

„Unmöglich!“ erwiderte Odo. „Die Schatzkammer liegt inmitten des Schlosses und ist Tag und Nacht von Wächtern wohlverwahrt.“

„Suche die Wächter zu überlisten," sprach das Männchen. „Ich zeige dir einen geheimen Gang und gebe dir einen Schlüssel, das Schloß zur Schatzkammer geräuschlos zu öffnen."

Odo überlegte.

„Ich bin des Todes," sagte er, „wenn der Plan mißlingt, und wie einen Dieb werden sie mich behandeln."

„Du hast Recht!" sprach das Männchen zustimmend. „Aber wenn der Versuch gelingt, wenn du das Schwert erreichst und Schloß und Herrschaft rettest?"

Des Thorwarts Augen leuchteten.

„Es sei!" sagte er. „Ich will's versuchen."

„So will ich morgen um diese Zeit dich auf derselben Stelle hier erwarten," erwiderte das Männchen, gab dem Thorwart den versprochenen Schlüssel, bezeichnete ihm auch das Schwert und den geheimen Weg und reichte ihm die Hand. „Und nun Glück auf, mein Freund, und Besonnenheit und Mut!"

Mitternacht nahte heran. Lange schon war Odo allein und auf dem Wege zum Schloß. Alles rings war finster und still.

Nach langem Suchen fand er den geheimen Eingang und schlich in gebückter Haltung langsam in dem finsteren Gange vorwärts. Eine dumpfe Luft umfächelte seine heiße Stirn, sein Herz pochte zum Zerspringen. Jetzt hatte er das Ende des Ganges erreicht. Wohin er tastete, fühlte er nichts als feuchtkalte Steine. Endlich entdeckte er, was er suchte: ein mächtiger Stein gab dem Drucke seiner Hand



Odo der Thorwart.

nach und es zeigte sich eine Oeffnung. Der Thorwart lauschte. Nichts war zu hören. Vorsichtig tastete er sich durch die Oeffnung und eilte geräuschlos durch die halbdunkeln Gänge und Hallen des Schlosses, bis er an die Schatzkammer kam. Auf einer Bank saßen zwei Wächter; beide schliefen. Leise öffnete Odo die schwere eisenbeschlagene Thür, pochenden Herzens tastete er sich nach der Stelle, wo er das Schwert nach Aussage des Männchens finden sollte, und fast erschreckt zog er die Hand zurück, als er das Gesuchte gefunden zu haben glaubte. Dann aber griff er hastig zu, eignete sich die Beute an und schlich lautlos zurück, wie er gekommen war. Niemand hatte ihn bemerkt; glücklich gelangte er wieder ins Freie und atmete wie erlöst auf. Bald war er weit vom Schlosse entfernt und gelangte wieder zu der Stelle, wo ihn das Männchen verlassen, und wo er nun auf dessen Rückkehr wartete.

Genau zu der angesagten Zeit traf das Männchen ein. Es führte ein Pferd am Zügel, an dessen Sattel Harnisch Helm und Schild befestigt waren.

„Sei mir gegrüßt, mein Freund,“ sagte es vergnügt. „Ich freue mich, daß du vom Glück begünstigt warst. Hier sind auch Roß und Harnisch, Helm und Schild. Wenn es zu dunkeln beginnt, da mache dich auf, und um Mitternacht, da schärfe die Ohren und öffne die Augen, und wenn du ein Licht gewahrst vom Turme, der gegen Osten liegt, so lenke dein Roß in die Nähe des Thores. Und nicht lange wird es dauern, da wird der neue Thorwart die Thore öffnen und der Feind sich nähern, wohlgerüstet,

finster, Mann an Mann. Da ziehe du dein gutes Schwert und lasse es funkeln im Lichte der Sterne, sprenge vor in die Mitte des Thores und treffe mit wuchtigem Hiebe Reitersmann und Roß."

Kaum hatte das Männchen ausgesprochen, so war es verschwunden, das Roß aber bäumte sich und blies die Nüstern auf.

Als es Nacht geworden war, sprengte Odo davon und eine Stunde noch mochte es sein bis Mitternacht, als er vor dem Schlosse anlangte.

Der neue Thorwart horchte auf, als er den Reiter kommen hörte. Aber er bemühte sich nicht, auszuschauen, denn niemand anderes mochte es sein, als ein Kundschafter des Feindes, der seinen Genossen Nachricht bringen sollte, ob auch alles ruhig sei im Schloß.

Mitternacht war da, und Odo erbebte in Scham und Zorn, denn rot und grell leuchtete vom östlichen Turme, dem höchsten des Schlosses, eine Fackel hinaus in die schweigende Nacht; dumpfes Rossestampfen wurde hörbar und — das Thor ward geräuschlos geöffnet.

Und näher und näher kam der Feind, der Boden erdröhnte unter den Hufen seiner Rosse, Waffen klirrten und Stimmen wurden laut. Odo's Schwert flog aus der Scheide und blitzte im fahlen Lichte der Sterne; er gab dem Rosse die Sporen und hielt im Thore, als eben der Feind hineindringen wollte in das Schloß.

„Zurück, Verräter!" schrie er, und sein Schwert flog sausend durch die Luft — nach rechts und links, und rechts

und links sanken tödlich getroffen Mann und Roß. Einen Augenblick trat dann Ruhe ein, denn allzu unverhofft kam der Widerstand, und bestürzt wich der Feind zurück. Bald aber stürmte er von neuem vor, und aufs neue klirrten die Waffen. Furchtbar blitzte das Schwert Odo's, und wohin es traf, da brachte es Tod und Verderben. Eine scharfe, befehlende Stimme ertönte und trieb immer neue Kämpfer vor. Doch eine wunderbare Kraft belebte Odo, immer mächtiger holte er aus, Mann an Mann sank dahin. Entsetzen ergriff den Feind und seine Scharen lösten sich zu wilder Flucht. —

Es war vereitelt, was schmählicher Verrat geplant, gerettet das Schloß!

Und die Mannen des Schlosses eilten herbei und umringten den kühnen Sieger. Wie sie aber die Fackeln schwangen und die rote Glut das Gesicht des Reiters grell beleuchtete, da erkannten sie sogleich, wer ihr Retter war. Und „Odo, der Thorwart," so lief es freudig von Mund zu Mund, „Odo, der Thorwart," so drang es auch an das Ohr des Schloßherrn, der in voller Rüstung herbeieilte, um sich an die Spitze der Seinen zu stellen.

„Odo, der Thorwart?" fragte er, „was soll's?"

„Er ist es, der das Schloß gerettet hat!" ertönte es jubelnd ringsum.

Bestürzt eilte der Herr des Schlosses auf den Verkannten zu.

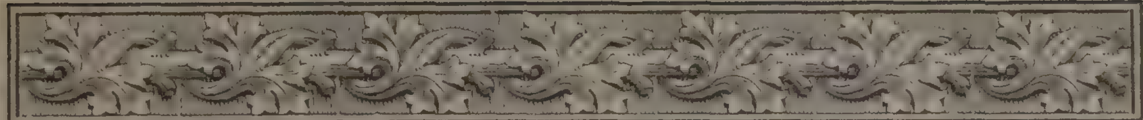
„Verzeihe, Odo!" rief er, „du hast gekämpft für mich, du, den ich mit Schande verstoßen?"

„Nein!“ entgegnete Odo und sank seinem Herrn zu Füßen, „den du mit Güte überschüttet hast von Jugend auf, und der dir dankbar ist sein ganzes Leben lang!“

Tief bewegt umarmte der Schloßherr den treuen Diener, setzte ihn mit hohen Ehren wieder in sein Amt ein und blieb ihm ein Freund, so lange er lebte.

Den Verräter aber traf gerechte Strafe.





Schloß Dürhus.



Es war noch früh am Morgen, vor zwei Stunden erst mochte die Sonne aufgegangen sein und mit ihren Strahlen Feld und Wald den Morgengruß gesandt haben. In den Wipfeln der Bäume regte kaum ein leiser Luftzug die üppigen grünen Blätter, und der große Starnsee lag so still und friedlich da, als ob er immer noch schlafe und glücklich in den jungen Tag hineinträume. Und einem glücklichen Träumer glich auch der junge Fischersmann, der vor seinem schmucken Häuschen am Ufer des Sees stand und hinausschaute auf den silberglänzenden Spiegel des Starnsees und darüber hinweg auf die jenseitigen hohen Berge und auf eine Ruine, die zwischen einzelnen Laubbäumen sichtbar war. Es war schwer zu erraten, was ihn beglücken mochte, aber auf seinem ausdrucksvollen Gesichte lag ein heiteres, zufriedenes Lächeln, das erst schwand, als sein Blick auf einen am See entlang führenden Weg fiel und er einen einsamen Wanderer langsam daherkommen sah. Er überlegte, wer es sein und was ihn wohl so früh am Morgen herausführen mochte. Fremde gehörten nicht zu den Seltenheiten; es kam ihrer fast jeden Tag eine kleinere Anzahl und der Fischer erzielte dadurch, daß er sie auf den schönen, rings von Wald und Bergen

eingeschlossenen See hinausruderte, eine nicht unbedeutende Einnahme. Aber diese Fremden kamen immer erst später, nie in den ersten Morgenstunden, und der Besuch, der da herannahte, war der früheste im ganzen Sommer.

Er wurde in seinem Grübeln unterbrochen, denn aus dem Hause ertönte eine frische Stimme:

„So, Kurt, der Kranz ist fertig! Wann willst du hinüberfahren?"

„Schon fertig?" rief er zurück. „Da muß ich doch einmal nachschauen, was du zusammengebracht hast."

Er schmunzelte vergnügt vor sich hin und schritt auf die geöffnete Hausthür zu, in der, ehe er dieselbe noch erreicht hatte, ein junges, blühendes Weib erschien, das in der einen Hand einen großen, prächtigen Kranz von weißen Rosen trug.

„Sieh' an!" sagte Kurt anerkennend, „das hast du aber hübsch gemacht."

„Nicht wahr?" rief die junge Frau erfreut, hielt den Kranz von sich und prüfte ihn aufmerksam. Das duftige Gefüge der vollen weißen Blüten wurde durch frischgrüne Blätter angenehm unterbrochen; das Ganze war in der That ein kleines Kunstwerk. Die junge Kranzwinderin nickte befriedigt, wandte dann aber die blauen, freundlichen Augen auf Kurt und sagte:

„Nun aber ist's auch Zeit, daß du hinüberfährst, damit du zurück bist, wenn nachher die Fremden erscheinen."

„Einer kam eben schon des Wegs daher, denke nur, um diese Zeit!" entgegnete Kurt lachend. „Aber er wird uns wohl nichts angehen. Also vorwärts! Den Kranz magst

du selber zum Boote tragen und ihn hinlegen, daß die duftigen Blüten nicht geknickt werden. Auch kannst du mir sogleich zeigen, wie ich ihn aufs Grab legen muß."

Die Frau entsprach dem Wunsche Kurts und zeigte ihm alles. Als sie sich aber eben getrennt hatten, die Frau in das Häuschen zurückgekehrt und Kurt im Begriff war, vom Ufer abzustoßen, hörte er sich plötzlich angerufen. Am Ufer stand der Fremde, den er vorhin hatte herankommen sehen, ein junger Mann mit gebräuntem Gesichte. Seine Kleidung war modern, aber doch eigenartig, und selbst der leichte Strohhut, den er trug, kam dem Fischer anders vor, als er sie sonst meist bei den Fremden sah. Überhaupt lag etwas Fremdartiges in dem Wesen des jungen Mannes, etwas Freies und doch Festes, Vornehmes. Die hellen blauen Augen blickten merkwürdig ernst, und die klangvolle Stimme hatte etwas eigenartig Bestimmtes, Befehlendes, als der Fremde sagte:

„Ich möchte hinüber nach Schloß Dürhus. Wollt ihr mir den Gefallen erweisen, mich hinüberzurudern?"

Kurt wurde verlegen. Er wollte pietätvoll einen Kranz auf das Grab des ehemaligen, längst zur Ruhe gegangenen Herrn von Dürhus legen und sah es nicht gern, daß auf dieser Fahrt ihn ein Fremder begleite.

„Wollt ihr euch nicht eine Stunde gedulden," fragte er zögernd, „bis ich zurückkehre?"

Der Fremde sah auf den Kranz.

„Ah so!" sagte er, „ihr habt bereits eine andere Fahrt vor?"

„Das zwar nicht,“ erwiderte der Fischer, „aber ich möchte am liebsten allein fahren. In Dürhus ist ein Grab und jedes Jahr an diesem Tage wird dort ein Kranz niedergelegt . . .“ Er stockte.

Der Fremde hatte aufmerksam zugehört und sah jetzt den Fischer forschend an.

„Ich will euch nicht stören in eurem Liebeswerk,“ sagte er, und es schien Kurt, als ob seine Stimme weicher klänge. „Aber ihr könnt mich getrost mitnehmen, ich störe euch nicht. Nicht wahr, ihr laßt euch bewegen?“

„Nun denn,“ entgegnete Kurt, „wenn euch besonders daran liegt, so steigt ein.“

Bald saß der Fremde im Boote, und der Fischer stieß ab. Keiner sagte ein Wort. In dem hohen Schilfe am Ufer hatten Wildenten sich versteckt gehalten, geräuschvoll stiegen sie beim Nahen des Bootes auf, um an einer anderen Stelle wieder in das Schilf einzufallen. Der Fremde schaute flüchtig auf, nach wenigen Sekunden aber schweifte sein Blick bereits wieder über den See. Wunderbar klar und scharf hob sich das jenseitige Ufer vom Spiegel des Sees ab und so klar und heiter war die Luft, daß jeder Gegenstand drüben deutlich zu erkennen war.

Jetzt wandte sich der Fremde langsam um; sein Blick fiel auf den Kranz und blieb darauf haften.

„Für ein Grab ist die duftende Gabe bestimmt?“ hörte Kurt ihn fragen. „Und für ein Grab in Dürhus? — — Kennt ihr die Geschichte des jetzt verfallenen, einst aber blühenden Schlosses?“

„Mein Vater hat mir oft davon erzählt und einiges habe ich auch selbst noch erlebt,“ entgegnete Kurt. „Ich



kenne das Schloß zwar nur als Ruine, da wohl ein Menschenalter verflossen ist, seit ein wütender Brand Dürhus zerstört und seinen Herrn in die Ferne getrieben. Viel

9*

Trauriges ist dort vorgefallen, und Mißverständnisse aller Art haben dort vor mehr als drei Jahrzehnten zwei Freunde getrennt, die sich einst auf das innigste ergeben waren."

„Mißverständnisse?" fragte der Fremde seltsam forschend. . . . „Erzählt mir, was ihr wißt!" fügte er dann hinzu: „Es ist nicht bloße Neugierde. Ich nehme teil an dem Schlosse und seiner Vergangenheit, von der ich so wenig Zuverlässiges bisher erfahren habe. — Für wessen Grab ist ener Kranz bestimmt?"

„Für das des Herrn von Dürhus. Seit fünf Jahren ist er tot."

„Der Herr von Dürhus? Tot seit fünf Jahren?" fragte der Fremde mit sichtlichem Erstaunen.

„Nein, ich habe mich ungenau ausgedrückt", erwiderte der Fischer. „Der ehemalige Herr des Schlosses liegt in der Nähe der Ruine zur letzten Ruhe bestattet. Der letzte Herr war sein Freund, dem er einst das Schloß geschenkt und der seit dem Brande spurlos verschollen ist. Er ging in die Ferne, weil er sich von dem Freunde verraten wähnte, und auch er mag längst die Augen für immer geschlossen haben."

Der Fischer zog die Ruder ein, schob den Kranz, der auf der Mittelbank des Bootes lag, etwas zur Seite und setzte sich daneben.

„Ich will euch die Geschichte der beiden Freunde kurz erzählen," sagte er, „wenn's euch recht ist. Oft genug habe ich sie von meinem Vater gehört, der einst Dürhus verwaltete und genau in alles eingeweiht war. Er hat die

Schenkung des Schlosses mit erlebt und war dabei, als aus dem herrlich schönen Bau die alles zerstörenden Flammen schlugen.

Nicht immer führte das Schloß den Namen Dürhus. Es gehörte früher den reichen Grafen von Radenstein und führte nach deren Stammschloß den Namen Radeneck. Erst der letzte Sprosse des alten Grafengeschlechts hat ihm die Bezeichnung Dürhus gegeben, seinem treuesten Freunde zu Ehren. Hans von Dürhus hieß dieser, und der Stammsitz seiner Familie lag im Holsteinischen. Er war der älteste Sohn, hatte aber zu gunsten seines jüngeren Bruders auf das große, schöne Gut verzichtet, um sich ganz dem Freunde, dem Grafen von Radenstein, zu widmen, den er auf einer seiner zahlreichen Reisen kennen und lieben gelernt hatte. Wenn man die beiden sah, so konnte man sie für Brüder halten, so treulich standen sie zueinander, so sehr glichen sie sich selbst in ihrer äußeren Erscheinung.

Der volle Wert der Freundschaft beider stellte sich aber namentlich heraus, als ein Krieg über das Land hereinbrach und von Freund und Feind gerade jene Gegend am meisten heimgesucht wurde, in welcher das Stammschloß des Radensteiners lag. Unsäglich hatte die ganze Bevölkerung unter dem Kriege zu leiden, und die Greuelthaten der feindlichen Truppen waren unbeschreiblich. Einmal suchte einer der rohen, feindlichen Soldaten Geld von einer Bauersfrau zu erpressen, die offenbar keines hatte und dies auch fortdauernd beteuerte. Aber der rohe Krieger glaubte ihr nicht, und seine Wut wurde durch ihre Weigerung und ihr Flehen



so weit angefacht, daß er das Gewehr auf die schutzlose Frau anschlug und es sicher auch abgefeuert hätte, wenn nicht in demselben Augenblick der Graf hinzugekommen wäre und, rasch entschlossen, den Angreifer zur Seite geschleudert hätte. Mit einem Zornesschrei raffte sich der Elende wieder auf und jetzt richtete sich die Mündung des Gewehres auf den, Grafen. Doch auch dieser war nicht unbewaffnet. Blitzschnell zog er ein Pistol und feuerte es auf den Soldaten ab. Dieser brach zusammen; er war kampfunfähig gemacht, nicht getötet. Der Graf nahm die Bäuerin an der Hand und führte sie mit sich auf das Schloß, wo sie vor weiteren Angriffen sicherer war.

Sie blieb in der Folge auch wirklich unbehelligt, nicht so indes der Graf. Der verwundete Soldat hatte ihn erkannt und zeigte ihn an. Alsbald rückte ein Trupp feindlicher Soldaten vor das Schloß und verlangte die Auslieferung des Besitzers. Ehe aber noch ihr Begehren dem Grafen gemeldet werden konnte, trat Hans von Dürhus aus dem Schlosse, schritt durch die Mitte der Leute und sagte barsch zu dem Führer der Soldaten:

‚Was ist euer Begehr?‘

‚Kein anderer als der Graf von Radenstein!‘ lautete die Antwort. ‚Er hat einen der Unseren tötlich verwundet und ist unser Gefangener.‘

‚Ich bin der Graf!‘ entgegnete Hans. ‚So führt mich fort.‘

Und sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn weg.

‚Auf nach Radeneck!‘ befahl der Führer der Truppe. ‚Dort, im eigenen Schlosse, mag der saubere Herr Graf sein Schicksal erwarten.‘

‚Und das ist?‘ fragte Hans spöttisch.

‚Pulver und Blei,‘ erwiderte der Offizier kurz und höhnisch.

Und ‚Pulver und Blei‘ sollte es in der That sein. In der Frühe des nächsten Morgens sollte das Urteil vollzogen werden.

Ruhig hatte Hans von Dürhus dasselbe angehört, ruhig saß er in dem finsteren, wohlbewachten Kerker, freudig sah er dem Tode entgegen. Er hatte den Freund gerettet, das war ihm unendlich mehr wert, als sein eigenes Leben.

Aber das Urteil wurde nicht vollstreckt. Als der Graf spät — es war schon um Mitternacht — von dem Opfer des Freundes erfuhr, da warf er sich aufs Roß, um nach Radeneck zu jagen und sich selbst zu stellen. Sein Pferd raste dahin, daß es bald von Schaum bedeckt war. Plötzlich, schon in der Nähe des Schlosses, wurde er angerufen und angehalten. Welch freudiges Erstaunen bemächtigte sich seiner, als er befreundete Soldaten sah! Rasch verständigte er den Führer derselben, und als die ersten Strahlen der Sonne die grünen Wipfel der Bäume küßten, da begann der Sturm auf das Schloß, dessen feindliche Bemannung sich tapfer wehrte, aber endlich sich ergab, als sie die Übermacht der Stürmenden erkannt hatte.

Jubelnd schloß der Graf den treuen Freund in die Arme.

‚Hans Dürhus!‘ sagte er, ‚Schloß Radeneck war eine Nacht dein Kerker, möge es nun für alle Zeiten dein Eigentum sein! Dürhus soll es heißen wie du, und solange es treue Freundschaft giebt, so lange soll Schloß Dürhus ihr Wahrzeichen sein!‘ —“

Der Fischer hielt einen Augenblick inne, und der Fremde nickte ihm ernst zu.

„Und weiter?“ fragte dieser dann mit sichtlicher Spannung. „War es denn möglich, daß so treue Freunde sich — verkennen, sich trennen konnten?“

„Weiß der Himmel,“ fuhr Kurt fort und seine Stimme nahm einen weichen Klang an, „wie es kommen konnte. Lange Jahre haben sie Freud' und Leid miteinander geteilt, und treuere Freunde gab es nirgends auf der Welt. Da ereignete sich etwas Trauriges. Der Graf hatte einen einzigen Sohn. Der starb plötzlich. Und von dem Zeitpunkt an waren die Freunde entfremdet. Lästerzungen hatten Hans von Dürhus verleumdet, und der Graf in seinem unsäglichen Kummer über den Verlust des Sohnes hatte ihnen geglaubt ... Er begegnete dem Freunde nicht mehr offen, er kämpfte mit dem erwachten Mißtrauen, er ließ sich einmal hinreißen, dieses versteckt zu äußern.

Hans von Dürhus sah ihn an mit einem unendlich traurigen Blicke, sein Gesicht war fahl geworden. Aber nur einen Augenblick dauerte es, bis er sich von seiner Überraschung erholt hatte. Dann erhob er sich und sagte stolz und fest:

„‚So lange es treue Freundschaft giebt, so lange soll Schloß Dürhus ihr Wahrzeichen sein! Lebe wohl!‘



Und er verließ Schloß Radenstein und ritt heim.

Heim, ja. Aber nur kurze Zeit sollte Dürhus noch sein Heim sein. Wenige Tage später schlugen aus seinen Türmen die Flammen. Das schöne Bauwerk wurde von feuriger Lohe zerstört, und von dem Wahrzeichen der Freundschaft blieb nichts — als eine Ruine. Hans von Dürhus aber war verschollen, und nie ist ein Lebenszeichen wieder von ihm hierher gekommen ..."

Kurt schwieg und schaute auf die nicht ferne Ruine.

„Verzeiht!" sagte er dann zu dem Fremden, „daß ich mich von der Erinnerung fortreißen ließ. Sie packt mich immer wieder, wenn ich die Trümmer des einst so stolzen Baues sehe und derer denke, die dort aus- und eingegangen."

Der Fremde hatte lautlos zugehört. Jetzt holte er tief Atem und fragte langsam, fast zögernd:

„Und Graf Radenstein — was ist aus ihm geworden?"

Seine Stimme zitterte.

Der Fischer griff nach den Rudern und legte sie ein.

„An seinem Grabe sollt ihr's hören!" sagte er, und eine seltsame Bewegung klang aus seinen Worten. Die Ruder bogen sich, so gewaltig holte der Fischer aus, und das Boot schoß rasch dahin. Bald war es am Ufer angelangt und die Männer konnten aussteigen.

Kurt nahm behutsam den duftenden Kranz und schritt voran. Oft blieb er auf dem steilen, zum Schlosse führenden Wege stehen, um Atem zu schöpfen. Aber kein Wort richtete er an seinen Begleiter, keine Frage wurde von diesem ihm vorgelegt. Endlich waren sie auf der Höhe des Berges



Schloß Dürhus.

angelangt, dessen Gipfel einst, weithin sichtbar, Schloß Dürhus gekrönt hatte.

Sie standen vor den Trümmern.

Tiefer, heiliger Friede herrschte rings. Nichts erinnerte mehr an das zerstörende Element, das einst an dem Orte verratener Freundschaft gewütet hatte. In den Bäumen sangen die Vögel, verstreute Trümmer waren von grünem Moose sanft überdeckt, heiterer Sonnenschein webte über dem Ganzen.

Der Fischer schritt an der Ruine vorüber nach einer Stelle, an welcher sich unter einer Trauerweide ein schlichter weißer Grabstein erhob.

„Hier schläft der," sagte er, „der bis vor fünf Jahren jeden Tag auf die Rückkehr des verratenen Freundes gewartet hat. Gar oft ließ er seinen Wagen unten vor meinem Hause halten, dessen Hausfrau die Enkelin der einst von ihm geretteten Bauersfrau ist, und immer fragte er: ‚Hast du noch nichts gehört, Kurt, von ihm? Hat noch keiner von den vielen Fremden dir etwas von ihm erzählen können?‘ Und dann in der Sterbestunde ließ er mich zu sich rufen aufs Schloß und fragte nach ihm. Und Thränen perlten über seine Wangen, als ich auch diesmal ihm antworten mußte, daß ich nichts erfahren. ‚So sehe ich dich nimmer wieder hier auf dieser Erde, Hans Dürhus!‘ kam es von seinen bebenden Lippen. ‚Leb' denn wohl, du treuer, teurer Freund, wenn du noch unter den Lebenden weilen solltest. Und vergieb mir! Bald werde ich die Augen geschlossen haben im ewigen Frieden. Dann will ich ruhen an jener

Stätte, wo deine Freundschaft begraben liegt, Hans Dürhus, und wenn du je zurückkehrst, dann kniee an meinem Grabe nieder und ruf' mir zu: Vergeben, Freund, vergessen!'"

Der Fischer legte erschüttert den Kranz auf das Grab nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Als er aber wieder aufsah, da gewahrte er den Fremden an dem Grabe in die Kniee gesunken und hörte ihn schluchzen.

„Ja, vergeben, vergessen, Freund meines Vaters," rief er mit fast versagender Stimme, „ist alles! Auch er, den du vermißt, hat schwer gelitten, und auch ihn umfaßt — in fremder Erde — der Friede des Grabes. Ein halbes Jahr nun ist es her, seit er die Augen geschlossen, und sein letztes Wort war: ‚Gehe in die Heimat, und wenn du meinen Freund triffst, so sage ihm: Vergieb, wie der Tote dir vergeben!'"

* * *

Mit der Freundschaft war Schloß Dürhus gefallen; aber die Freundschaft erstand aus den Gräbern zu neuem Leben, und gleich ihr wird aus den Trümmern Dürhus neu erstehen und blühen: ein Wahrzeichen der Freundestreue über das Grab hinaus.









1888



1888

Dietrich Theden

Lasst Euch erzählen

